

ggenberge

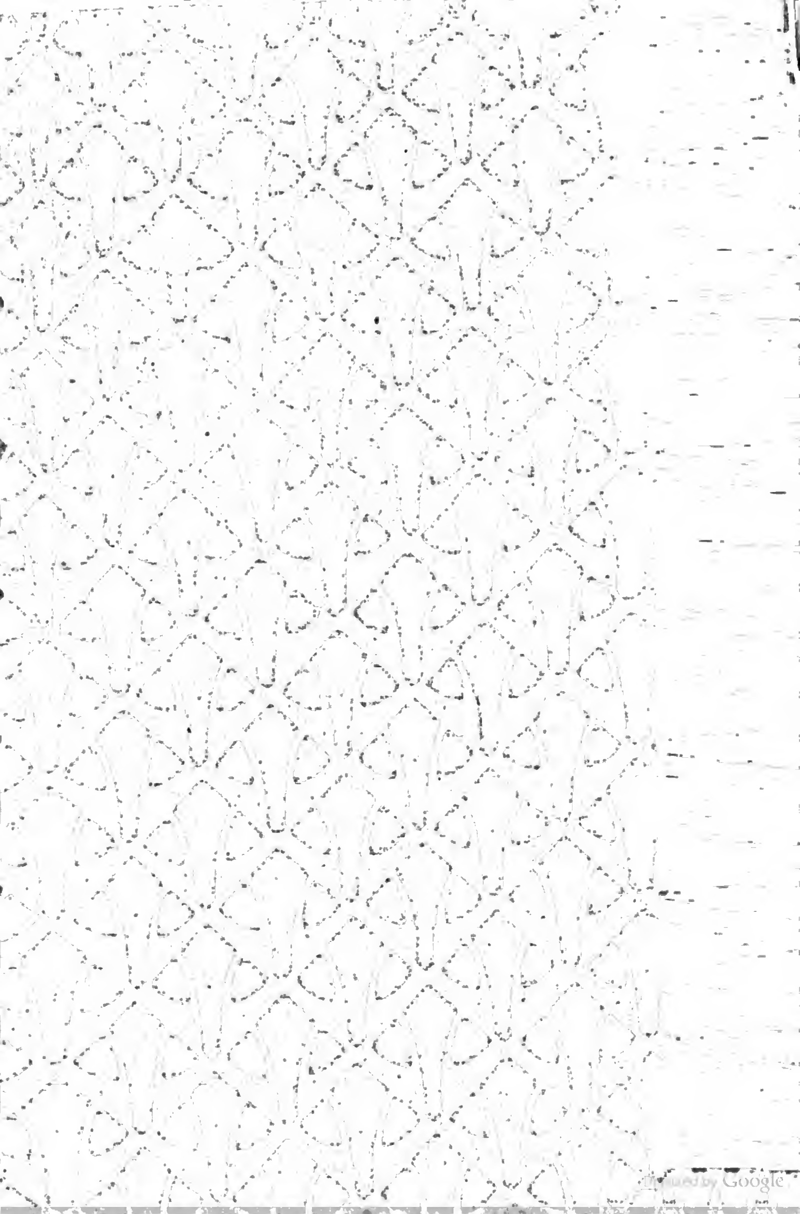
Die Bauern von Steig





L. Staackmann Verlag Leip





Die Bauern von Steig

Roman von
Alfred Huggenberger

Mit Buchschmuck von Hermann Rau

Neuntes bis elftes Tausend

Leipzig 1913
Verlag von L. Staackmann

Von Alfred Huggenberger sind früher erschienen:

Hinterm Pflug. Verse eines Bauern. 5. Aufl. geb. Fr. 3.—, M. 2.50

Von den kleinen Leuten. Erzählungen aus dem Bauernleben. 4. Tausſ. geb. Fr. 5.—, M. 4.—

Das Ebenhöch. Geschichten von Bauern und ihrem Anhang. 7. Tausſ. geb. Fr. 5.—, M. 4.—

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Über die Scholle, an der wir so hangen,
Sind viel liebe Menschen gegangen,
Haben geackert und gesät,
Haben gelbes Korn gemäht.

Satt und gebeugt ist mancher geschritten,
Mancher hat heimlich Sehnsucht gelitten,
Fragende Augen blickten stumm
Nach geahnten Wundern sich um.

Stammlerlippen regten sich leise –
Ungesungen blieb die Weise,
Sank wie fernes Glockengeläut
In des Alltags Not und Streit.

Dankend möcht' ich die Hand euch geben,
Allen, die euch ein hartes Leben
Nicht zu stumpfen Knechten gemacht!
Ihr gabt dem Acker heimliche Macht:

Euere Lieder, die niebefreiten,
Geistern über des Feldes Breiten,
Und der Müdling, bedrückt und froh,
Lauscht versonnen: was klingt denn so? . . .



Meine Nachbarn und ich.

Ich bin fest überzeugt, daß ich an keinem geeigneteren Ort hätte zur Welt kommen können, als just auf der Steig. Hierin unterscheide ich mich in keiner Weise von meinen Nachbarn: es gibt bei uns wenige Menschen, die es nicht als eine besonders glückliche Fügung des Himmels betrachteten, auf der Steig geboren und heimatgenössig zu sein. Fast wie eine Lächerlichkeit weisen sie den Gedanken von sich ab, daß man auch anderswo auf der Welt sich so recht innerlich geborgen fühlen könnte. Vielleicht hätte sich jeder von ihnen ein besseres Plätzchen für sein Erdendasein ausgesucht, wenn man sie hätte wählen lassen. Aber nun sind sie da, ihre Augen sind gleichsam eingestellt auf das Dorf und den

steilen Rebenhügel dahinter; auf die Wiesen und Ackerzelgen, denen jede Jahreszeit andere Farben und eine neue Seele gibt. Nicht zu vergessen den weißgetünchten Kirchturm mit dem käsbissenförmigen Dach. Es ist wirklich eine eigentümliche Sache, wie dieser Kirchturm alles, was auf der Steig lebt und schafft, mit ruhigem Ernst und mit ewiggleicher Freundlichkeit in seinen Frieden nimmt.

Es soll nun niemand glauben, daß wir uns aus der Welt draußen gar nichts machten oder nichts von ihr wissen wollten. Wir lesen in Büchern und in Zeitungen mit besonderer Vorliebe von weit entlegenen Dingen und Geschichten. Wir lauschen andächtig zu, wenn uns jemand von den Vorzügen und Wundern der Fremde berichtet. Aber indem wir einander dabei verstohlen ansehen, liest jeder in den Augen des andern den selben heimlichen Beschluß: Ich bleibe halt da, wo ich bin . . .

Viele Leute werden lächeln über unsere Art. Laßt sie, werden sie sagen, es ist nicht viel bei ihnen zu holen. Ihre Herzen sind stumpf, um große Dinge einzulassen. Ihr ganzes Denken, all ihre arme Mühe geht wahrhaftig auf in der Sorge um Heuwetter und Viehpreise. Und ihr inniges Geheimnis sind die Speckseiten im Rauchfang.

Nein. So ganz ohne Glück und ohne Not fließt unser Dasein doch nicht hin. Wir Bauernmenschen machen uns manchmal auch Gedanken und

erleben vieles, das wir für uns behalten. Wir können mitunter seltsame Träume spinnen und ganz unklugen Sachen nachhängen, wie andere Menschenkinder, die zartere Hände haben. Wir können auch Liebe und Haß fühlen. Und wer viel allein ist mit dem Wind, mit der Sonne und mit den Bäumen, dem gräbt sich oft ein Wort oder eine Gebärde unauslöschlich ein.

Es ist etwas wunderlich süßes um die Liebe. Aber auch der Haß hat seine schönen Seiten, es tut einem rechtschaffen wohl, zu einem Menschen sagen zu können: „Mit dir will ich nichts. Weder Streit noch Einigkeit. Bloß schaden will ich dir."

Wenn ich die Wahrheit bekennen soll, so bin auch ich nicht immer mit der Liebe allein ausgekommen. Aber nur einen Menschen habe ich recht von Herzen gehaßt: den Armenpfleger Stocker. Ich habe nicht ermangelt, ihm bei jeder Gelegenheit so viel zu leid zu tun, als in meinen Kräften stand. Nicht zuletzt seinetwegen habe ich erst neulich wieder eine kleine Schuldenlast auf mich geladen, indem ich an Jakob Inzubens Gant den Sohrenacker für zweitausend Franken erstand. Er hätte das schöne Stück Land fürs Leben gern zum Aufrunden seines Gutes gehabt. Und er hat es gar nicht fassen können, daß ich junger Anfänger den Mut haben würde, ihm vor der Sonne zu stehen, ich weiß, daß ihn der Ärger fast getötet hat. Und das tat mir wohl. Den Streifen Jungwald gegen Trüb

hinab, mitten in seinen schönen Buchenbeständen, hab' ich dem Stocker auch vor der Nase weggezwackt, obschon er zu teuer war und ich das Geld für die erste Fristzahlung beim Trottenwirt entlehnen mußte. Ich hab's getan und es freut mich noch heute.

Dieser schöne, nie beschnittene Haß ist in frühen Kindertagen entsprungen und ich weiß es denen Dank, die mir ihn ins Herz gelegt. Dafür, daß er sich mit meinem ganzen Leben und Sein verknüpft und mit mir stärker und härter geworden ist, dafür hat der Armenpfleger Stocker selber gesorgt. Rechtzeitig habe ich in ihm den Feind meines Lebens gewittert und bin ihm nie mit einem andern Gedanken genaht. Ich habe diesem Haß mehr zu verdanken als mancher besseren Eigenschaft, deren ich auch besitze.

Von meinen Eltern wußte ich die längste Zeit nicht viel mehr, als was mir mein erster Pflegevater, der Schneider Enz von ihnen berichtet hat: „Dein Vater hat geigen können, aber die Mutter schaffte stark und starb daran.“ Etwa ein Jahr nach meiner Geburt hatte mein Vater sein geringes Heimwesen im Oberdorf an das Stelzenhöflein vertauscht, das in beschaulicher Einsamkeit an der schmalen Straße gegen Gehren hinaus liegt. Er hatte sich damit wohl verbessern wollen; Enz behauptete zwar, es sei Größenwahn gewesen. Sei dem, wie ihm wolle, das Wagnis schlug für ihn und für uns alle nicht zum Guten aus. Beinahe

mein erstes bewußtes Erinnern geht auf eine Zeit zurück, in der das für mich Unheimliche, ja Entsetzliche geschah, daß jeden andern Tag der Schuldenwaibel Kleiner von Gehren in unser Haus kam, sich in Stall und Kammern führen ließ und ein Häuptlein Vieh, ein Stück Hausrat nach dem andern aufschrieb; den Heustock, die Garben auf der Balkendiele, den Kasten in der Stubenkammer mit den zwei Sprüchen darauf. Ich weiß noch, wie die Mutter in der Küche weinte, ich sehe den Vater, wie er gesenkten Kopfes mit schlaff niederhängenden Armen hinter dem Kleiner dreintappt, manchmal stillstehend und ein merkwürdiges Lächeln gleichsam mit den leise zuckenden Schultern lachend oder von sich abschüttelnd. Dieses Lächeln habe ich nachher an keinem Menschen gesehen, ich betrachte es im Stillen als eine Art Sondereigentum.

Und auf jenen Abend besinne ich mich auch, da der Vater spät beim Zwielicht von einem Ausgang heimkam, trotz der grimmigen Kälte ohne Rock und Hut, schwankend und in böser Laune. Die Bankherren in Krien seien auf's Tüpflein so schlecht wie der Stöckerli, der ihn hineingeritten habe. Es sei ihm aber jetzt alles gleich, seinetwegen könne man schon morgen ganten. Den Rock und den Hut habe er drunten in Trüb über das Brückengeländer hinabgeworfen, zum Betteln brauche man ja keinen Sonntagsstaat . . .

Er hätte ihn ohnehin nicht mehr gebraucht. Eine Lungenentzündung legte ihn auf's Totenbett. Und dann kam eins aufs andere. Schwere Dinge, von denen ich nicht gleich hätte wissen sollen, die mich aber aus verworrenen Andeutungen um so unheimlicher anblickten. Denn die Base Näni in Gehren, bei der mich die Mutter über die böseste Zeit versorgt hatte, war nicht geschickt, mir die Augen zu schließen. Dafür war sie reich an Trost, sie sagte jeden Tag wohl zehnmal zu mir: „O du armer Bub, du armer Bub! Herrjesis auch! Es ist nur gut, daß du noch klein bist und von allem nichts weißt." Wie mir dieser Trost bekam, daran erinnere ich mich noch heute gut. Das Schwere, Ungewisse brütete über meinen Tagen wie eine dunkle Wolke, die das Schweben verlernt hat und sich leise immer tiefer senkt. Wenn jemand ins Haus kam, sprach die Base stets mit gedämpfter Stimme; im Anfang war es gewöhnlich, als ob sie alles mit den Händen und Ellbogen machen wollte. Doch blieb ihre Rede nicht „ja ja" und „nein nein", und in der Regel hatte sie bald vergessen daß ich auf der Ofentreppe kauernd auf jedes ihrer Worte acht gab. Immer endeten ihre Ausführungen und Berichte mit einer wohlgemeinten Nutzanwendung. „O die gut' arm' Emile! Da sieht man's wieder einmal! Wenn sie auf die Leute gehört und den Stäbli-Sameel genommen hätte! Dann stände sie jetzt am vollen Barren und hätte ungesorgt

Brot. Der Sameel hat zwölf Haupt, sage zwölf Haupt Vieh im Stall und ein Roß! Und nun steht sie auf der Gasse und ist eine Witfrau dazu! Das wird gut sein für ihre Krankheit, — wenn man es dazu auf dem Herz hat! Es ist halt bloß ein Glück, daß der Bub von Allem noch nichts versteht."

Wenn ich auf solche Reden ins Heulen kam, tröstete mich die Base mit wehleidiger Zärtlichkeit. „Es beelendet dich halt, gäll! Ja ja, du hast recht! Wenn du erst wüßtest! Ach — der Herrgott tut vielleicht dann ein Einsehen . . ."

Was sie mit dem Einsehen meinte, verstand ich nun freilich nicht. Aber ein anderes Wort verstand ich schon damals und habe es bis heute nicht vergessen: „Der Stocker ist schuld."

Ich weiß nicht, ob ich dieses Wort je einen Menschen aussprechen hörte; vielleicht meine Mutter. Ich weiß es nicht. Aber es lag in der Luft: Der Stocker ist schuld!

Der Armenpfleger Stocker hat, als der Stelzenhof vergantet wurde, die drei bestgelegenen Äcker und den Wald im Mesmerholz an sich gebracht. Eben zu dem Ende habe er dem Vater seinerzeit zu dem verhängnisvollen Tausch geraten und ihm auch mehrmals mit Geld ausgeholfen. Und als Vertrauensmann der Bank habe er dann in der schwierigsten Zeit zur Kündigung geraten. — —

Ich bekenne es ungern, daß meine Wiege im

Oberdorf gestanden hat. Denn wenn man auch von meinem Herkommen weiter gar nichts wüßte, so würde auf der Steig schon hieraus jedes Kind erraten, daß es mit mir nicht weit her sein kann. Man fragt bei uns nicht: Habenichts oder Bauer? Man fragt einfach: Ober- oder Unterdorf? Im Oberdorf stehen eng ineinander gebaute Häuser mit unzähligen Gebresten, oft drei, vier Wohnungen mit Scheune, Stall und Wagenschöpflein unter einem First zusammengezwängt. Die Stuben sind eng und die Küchen sind dunkel. In den niedrigen Ställen haben selten mehr als zwei Kühe und ein Rind oder ein paar Ziegen Platz. Die Scheunentore brauchen nicht breit zu sein, man sagt spottweise, die Oberdörfler können ihre Heufuder bei einem Gewitter mit dem Milchnapf zudecken.

Aber jedesmal, wenn eines dieser kleinen, eingeklemmten Höflein feil wird, taucht mit tödlicher Sicherheit ein Liebhaber auf, der es um jeden Preis haben will. Das Sprichwort sagt nicht umsonst: „Ein Oberdörfler weiß, wo er hingehört.“ Es wird sich nicht so leicht einer auswärts ankaufen. Man mag ihm zehnmal vorrechnen, er sei lebendig begraben, mit allem Schinden bringe er es nicht auf einen grünen Zweig. Der Bescheid wird immer lauten: „Wo's ein anderer gemacht hat, mach ich's auch.“ Ein Oberdörfler glaubt sein Ziel erreicht und seinen Lebenszweck erfüllt zu haben, wenn er

sagen kann „Ich hab es machen können.“ Man hat auch wirklich selten erlebt, daß einer sich nicht über Wasser gehalten hätte. Immerhin, wenn der Viehhändler Kreil auf die Steig kommt, geht er gewöhnlich zuerst ins Oberdorf. Und einige dieser Schuldenschinder schicken ihre Kinder nach Trüb hinab in die Fabrik.

Also ein Oberdörfler bin ich. Und zwar einer, der eine Idee hat. Es gibt im Oberdorf gern solche Leute, die eine Idee haben. Wie zum Beispiel der Schuhmacher Napf, der drei Ziegen sein eigen nennt, und der auf seiner magern Holzwiese jedes Jahr Versuche mit acht bis zehn Arten der wunderlichsten Düngmittel macht. Er sagt, er bereite auf dem Gebiete der Landwirtschaft als ein Bahnbrecher große Umwälzungen vor. Nur der Mangel an Vermögen hindere ihn, diese schneller ins Werk zu setzen. Er redet gern davon, sei es auf der Straße oder im Wirtshaus beim Glase Wein, und wenn er einen aufmerksamen Zuhörer findet, ist er glücklich. Man kann dann immer wieder von neuen Plänen erfahren, zu denen er sich mit den Worten Mut zuspricht: „Wenn ich's nicht herausbringe, bringt's keiner heraus.“

Was nun meine Idee betrifft, die freilich mit den Jahren ein anderes Gesicht angenommen hat, mache ich für alles meinen ersten Pflegevater verantwortlich; den Schneider „Wui“, der sechzehn Modelle besaß und der aus mir, seinem Kostbuben, einen Maler machen wollte.

Gnadenbrot.

Meine Mutter, von Ärger und Mühsal krank und niedergebeugt, hatte in ihrer letzten Zeit bei ihrer Schwester auf dem Wäldihofe Zuflucht nehmen müssen. Wir hätten zwar für die Not von der Armenpflege eine Wohnung bekommen können. Die Gemeinde hatte nämlich seinerzeit im Oberdorf um billigen Preis drei ganz ineinander verbissene Nester gekauft, in welchen sie unterstützungsbedürftige Leute ohne Hauszins wohnen ließ. Der Anstoß hiezu war von Armenpfleger Stockers Vater ausgegangen; ich habe den Pfleger später oft prahlen hören, daß die Armensteuer durch seinen Alten um einen Drittel niedriger geworden sei. Denn wenn auswärtswohnende Gemeindeangehörige um Unterstützung einkamen, stellte man ihnen solche zwar in Aussicht, jedoch mit der Bedingung, daß sie im Armenhaus Wohnung bezögen. Verdienst wolle man ihnen zur Genüge zuhalten. Daraufhin ließen die meisten nichts mehr von sich hören. Nur solche, die sich gar nimmer anders helfen konnten, die ganz Ausgeschämten, wie man auf der Steig sagte, machten von der Begünstigung Gebrauch. So stand dieses Armenasyl, das im Munde der Dorfbewohner zutreffend die „Burdi“*) hieß, dennoch nie ganz leer.

Aber ich erinnere mich, daß meine Mutter dem

*) spr. Buurdi, Dialektausdruck für Bürde, Last.

Pfleger, als er mit seinem Ansinnen kam, den Bescheid gab, eher mache sie etwas anderes, als daß sie mit mir in die Burdi zöge. Und sie konnte doch wohl wissen, daß auf dem Wäldi auch nicht viel Gutes auf uns wartete.

Die beiden Höfe, das „große“ und das „kleine“ Wäldi liegen in einer schönen Waldlichtung oberhalb des Bürgerwaldes, fast eine halbe Stunde vom Dorf entfernt. Der Bauer im großen Wäldi war mein Taufpathe, aber ich fürchtete ihn wie ein Schwert, er war immer verdrießlich und gehässig gegen mich. Ich wußte, daß er mir und der Mutter jeden Bissen scharf mißgönnte.

Einmal hatte mir die Base Käther, meiner Mutter Schwester, heimlich in der Küche ein Butterbrot gestrichen. Sie sagte: „Iß es schnell! Iß es schnell, bevor der Götti kommt!“

Ich biß tapfer hinein, da ging hinter mir die Türe auf, der Bauer kam herein; er wollte die abgerahmte Kälbermilch holen, die in einem Kübel neben dem Küchentisch bereit stand.

Ich versuchte zwar, mein Brot zu verstecken, aber er hatte es gleich gesehen. Er warf seiner Frau einen bösen Blick zu, vor dem sie wie vor einem Schlage auswich. Sie war als Magd auf den Wäldihof gekommen und hat es nie dazu gebracht, dort eine andere Rolle zu spielen.

„Das hat man“, polterte der Götti heraus,

„wenn man derlei Lumpenpack ins Haus nimmt! Die sollen uns aber nicht arm fressen, die, das will ich jetzt gesagt haben!“ Dann riß er mir das Butterbrot aus der Hand und warf es zum Fenster hinaus auf die Hofreite. Mir gab er einen Puff, daß ich unter den Küchentisch flog, wobei ich mich unklugerweise am Milchkübel festhalten wollte. Mir war's jämmerlich zu Mut, als ich jetzt die blaue Kälbermilch in kleinen Bächlein immer weiter über den Lehmboden hinschleichen und in den Vertiefungen schmutzige Tümpel bilden sah. Ich wußte schon, daß die Base es nicht wagen durfte, mich zu beschützen, deshalb verkroch ich mich so gut es ging unter den Tisch und schaute mit zitterndem Herzen zu, wie sie mit dem Haderlumpen die Milchpfützen auftrocknete.

Die gefürchteten Schläge blieben zu meiner Verwunderung aus. Der Götti nahm den leeren Milchkübel und ging. Unter der Türe sagte er noch mit verbissener Schadenfreude: „Ihr könnt dann am Morgen den Kaffee schwarz trinken, Milch gibt's heute keine mehr. Die Kälber müssen eineweg*) ihr Ordinäri haben! Und mit dem Pack, das will ich jetzt sagen: Die haben ausgefressen im Wäldi!“

Ich betete in jener Nacht, als ich neben dem Sohn des Hauses, dem etwas älteren halb blödsinnigen Kari, in dem großen Himmelbett in der

*) so wie so, auf jeden Fall.

Windenkammer lag, inbrünstig zu Gott, daß er meine Mutter bald gesund machen möge; wenigstens bis im Frühling, bis das Rebwerk beginne. Denn die Mutter hatte viel Rebarbeit übernommen, und sie sagte, ich dürfe dann immer bei ihr in den Reben sein und wir werden es schön haben miteinander . . .

Am folgenden Morgen, als ich die Kammerstiege herunterkam, stand die Base Käther unter der Küchentüre. Sie sah verstört und übernächtig aus; wie sie mich ansah, bedeckte sie das Gesicht mit den Händen und fing heftig zu weinen und zu schluchzen an.

Augenblicklich kam eine schwere Ahnung über mich. Ich wollte gleich nach der Kammer der Mutter hinüber.

Aber die Base hielt mich zurück. „Bleib nur da und sei gar nicht traurig. Hest*), es ist ihr wohl geschehen. Was hätte sie auf der Welt noch haben können? — Und wegen deiner — da bin ja i ch immer noch da."

Ihr Reden half nichts, so gut es gemeint war. Mit plötzlicher Bestimmtheit kam mir mein ganzes Elend zum Bewußtsein, so klar und deutlich, daß sich mir das Herz zusammenkrampfte. Ich schlich leise wieder in die Kammer hinauf und legte mich mit den Kleidern ins Bett. Allmählig löste sich

*) gleichbedeutend mit „Siehst du", jedoch mit tröstender Nebenbedeutung.

die Spannung in meiner Seele, ich konnte weinen, immer lauter und heftiger.

Kari stieß mich an und näselte ärgerlich: „Brüll doch nicht so, Lälli, saudummer!“ Mit diesem Kosewort pflegte ihn der Götti, sein Vater stets anzureden.

Bald darauf stand die Base Käther neben dem Bett. Ich heulte noch lauter, als ich sie ansah. Als sie mir aber mit ihrer harten Hand über die Wangen fuhr und bittend sagte: „Bis*) jetzt still, gäll!“ Da wurde ich sogleich ruhiger, es war mir, als sei es ziemlich lange her, seit die Mutter gestorben.

Ich ging mit der Base in die Küche hinab. Es lag ein großes Stück dickgestrichenen Butterbrotes mit einer Schicht Bienenhonig darüber auf dem Herd. „Ist das nicht etwas Gutes?“ sagte sie. Sie konnte sehr lieb sein mit allen, wenn der Götti nicht da war. Mit der Katze, mit dem Fido; und besonders mit dem Kari, den sein Vater beharrlich haßte und vor den Leuten verbarg. Sobald jedoch der Mann in der Nähe war, tat sie ganz mägdisch.

„Geh, sitz jetzt auf's Öfeli und iß! Ganz fröhlich kannst du's essen, der Götti ist in's Dorf hinab zum Pfarrer.“

---

*) Sei (mit „bist“ verwandte Form).

Da ging ich in die Stube, setzte mich, wie sie mich geheißen, auf das warme Kunstbänklein und aß nachdenklich mein Honigbrot. Ich sah, wie draußen Schneeflocken niederwirbelten, und es fiel mir ein, daß vielleicht das Butterbrot von gestern noch hinter dem Haus auf dem Hofe liege und nun ganz und gar zugedeckt würde. Dann dachte ich darüber nach, ob es wohl jetzt im Himmel auch schneie und ob meine Mutter nun ihr schönes braunes Haar auch aufgelöst tragen müsse, wie die andern Engel, die ich in einem Bilderbüchlein gesehen. Ich konnte mir das gar nicht recht vorstellen. Und auch später, so oft ich an sie dachte und von ihr träumte, immer trug sie die Zöpfe aufgebunden und hatte ein graues weißgetüpfeltes Kleid an wie an jenem Herbstabend, als sie mich an der Hand durch den Bürgerwald hinauf nach dem Wäldi geführt.

Sie hätte doch nicht sterben sollen, schon wegen der herrlichen Rebtage im Frühling! Und alles hatte sie so schön ausgedacht! In die kleine Wohnung zwischen Mettlers und dem Schuhmacher Napf wären wir gezogen nach Ostern. Und ich hätte meiner Mutter gewiß bald viel helfen können ....

Hierauf spann ich mit großer Sorge den Gedanken aus: wenn die Mutter auch gar nicht in den Himmel kommen würde? Denn sie hatte oft über den Armenpfleger Stocker sehr böse Worte geredet. Er habe den Vater in den Boden hinein-

gebracht und uns das Heimeli*) abgestohlen. Immer behauptete sie, wir hätten uns mit der Zeit schon aus den Schulden herausgebracht, wenn dieser Schlufi uns nicht in der bösesten Zeit mit dem Rechtstrieb bedrängt hätte und zu den Bankherren gelaufen wäre. Einmal hatte sie dem Stocker von der hinteren Treppe aus nachgerufen, er sei ein schlechter Hund, wenn es einen Herrgott gäbe, so könnte ihn der nicht mit gesunden Gliedern herumlaufen lassen. Zu mir sagte sie zwar nachher, sie habe das nur in der „Täubi“ gerufen; es gäbe schon einen Herrgott. Aber für so etwas könne er sie nicht strafen.

Ich grübelte hin und her, wie ich wohl Gewißheit darüber bekommen könnte, ob meine Mutter in den Himmel gekommen sei, oder nicht. Im letzteren Falle wollte ich kein einziges Mal mehr nachts beten, wollte dann überhaupt mit dem Liebgott keine Freundschaft mehr haben. Denn für mich gab es keine Frage: wenn irgend ein Mensch es verdient hatte, im Himmelsgarten spazieren zu dürfen, so war das meine Mutter. —

Das letzte Erlebnis auf dem Wäldi, an das ich mich erinnere, war, daß an einem klaren kalten Wintertag viele Leute auf dem freien Platz vor dem Hause standen, alle schwarz gekleidet und mit

*) Heimwesen.

sehr ernsthaften Gesichtern. Der Götti stand vor dem Spiegel und schabte sich den Bart, wobei er beständig über das schlechte Messer schimpfte.

Da klopfte es, der Armenpfleger Stocker kam herein. Der Götti gab ihm nur einen schiefen Blick über die Achsel hinweg und fuhr dann mit Rasieren fort, ohne sich um den Gast im geringsten zu kümmern. Nachher wusch er sich den Seifenschaum vom Gesicht und zog sich mit Umständlichkeit die Halsbinde an.

Der Stocker wartete gelassen. Plötzlich drehte sich der Götti scharf nach ihm um und sagte böse und grob: „Viel hast du in dieser Stube allweg nicht verloren. Mit dem, was du meinst, ist es ein für allemal nichts."

Der Andere ließ sich indes nicht einschüchtern. „Hm, man darf doch mit den Leuten reden, man redet ja mit dem Vieh auch. Und eine besondere Ehre ist es eineweg nicht, wenn vermögliche Verwandte nicht einmal im Stande sind, so einen Bürzel am Leben zu erhalten."

Der Götti öffnete ohne weiteres die Türe. „Da! Da hat der Zimmermann das Loch gemacht!" Aber statt der höflichen Einladung Folge zu geben, überschüttete ihn jetzt der Armenpfleger mit einer Blütenlese von Schimpfworten, von denen „Geizhund" und „ausgeschämter Trottel" noch die anständigsten waren. „Die ich nicht weiß, sollen auch

noch gelten!" ergänzte er die Reihenfolge seiner Kosenamen. Der Götti seinerseits blieb ihm nichts schuldig, einer suchte den anderen zu überschreien, und ich fand es für gut, mich zur Base Käther in die Küche hinaus zu flüchten.

Der Schneider Wui.

Wie ich nachher aus dem Wäldi weg und in das Haus des Schneiders Enz gekommen bin, darauf weiß ich mich sonderbarerweise nicht mehr zu besinnen. Ich erinnere mich nur, daß mein Pflegevater in der ersten Zeit, und auch nachher, da ich schon zur Schule mußte, hin und wieder an einem schönen Sonntag mit mir durch den Wald hinauf zur Base Käther ging, worauf ich mich jedesmal zum Voraus freute. Und zwar nicht allein deshalb, weil die Base jeweils dem Schneider hinterrücks für mich alle Taschen voll dürre Zwetschgen und Apfelschnitze zusteckte. Dieser Zuschuß zu der nicht gerade schmalen, aber sehr einseitigen Kost daheim war mir freilich hochwillkommen; doch es war noch etwas anderes, das mich ins Wäldi hinauf zog: manchmal, wenn der Götti nicht gleich in der Nähe war, nahm mich die Base an der Hand und führte mich in die Nebenkammer; dort setzte sie sich auf einen Stuhl, zog mich ganz nahe zu sich

heran und sah mir lachend in die Augen. Sie wurde dann plötzlich ganz anders, als sie sonst war, viel beherzter und freudiger. Sie küßte und liebkoste mich, streichelte mir die Wangen und das Haar. Sie staunte, wie ich gewachsen sei und wie ich ganz ihres seligen Vaters, meines Großvaters Augen habe.

Einmal sagte sie: „Wenn ich dich nur behalten dürfte“. Dabei lächelte sie und die Tränen rannen ihr über die Wangen. In der gleichen halben Stunde begleitete der Götti mich und den Schneider Enz vor die Haustüre. Er rief uns unverfroren nach: „So — das will ich euch denn gesagt haben, Schneider: wenn ich den Bürzel die halbe Zeit füttern muß, so will ich in Zukunft auch das halbe Kostgeld einziehen beim Pfleger. So schlau sind wir denn auch. Verstanden?“

Damit war es mit meinen Festtagen auf dem Wäldi für immer vorbei. „Am Charakter muß mich der nicht angreifen,“ sagte mein Pflegevater. „So ein Geizhund, so ein Hofnarr, der nie von der Stalltüre weggekommen ist! Mit dem sind wir hübsch fertig. Wui!“

Der Schneider Enz wohnte zwar im Unterdorf, sein windschiefes Häuschen steht noch heute wie ein Hilferuf mitten unter behäbigen Bauernhöfen. Aber als geborener Oberdörfler mußte er natürlich seine Idee haben, und diese bestand darin, daß er in beständiger Furcht schwebte, irgend ein heimlicher Feind

trage sich mit dem freventlichen Vorhaben, ihm seine Modellsammlung zu stehlen.

Er hatte nämlich von seinen langjährigen Wanderungen, die ihn bis nach Paris und Wien geführt, eine große Kiste mit alten Garderobestücken aus aller Herren Ländern mit heimgebracht. Seltsam geformte Fräcke mit lächerlich hohen steifen Kragen, geschlitzte Wämser, rote Kniehosen, ein ganzer wunderlicher Kram hing in einem großen alten Kasten in der hintern Kammer. Das war seine Modellsammlung. „Ohne Modelle müßte mein berufliches Übergewicht bald in Frage kommen," betonte er bei jeder Gelegenheit. „So gut wie ein Maler oder Bildhauer seine Modelle haben muß! Wui!"

Er behauptete, daß er in seiner Kleidersammlung gewissermaßen die Entwicklung der Menschheit verkörpert sehe. Und aus seinen Modellen könne er großartige Anregung schöpfen, an ihnen könne er sich gewissermaßen innerlich bereichern. Modejournale seien ein Dreck dagegen.

Von Zeit zu Zeit nahm er jedes einzelne Stück heraus, hing alles an den Wänden auf, besichtigte und musterte mit ernstem Antlitz und nickte oft leise: „Wui!" Dann ging er mit verschränkten Armen eine Weile auf und ab, als wäre er in auserlesener Gesellschaft. An solchen Tagen war Enz schweigsam und verschlossen.

Seinen Modellkasten hatte er mit einem Absud von grünen Nußschalen wunderlich bemalt. Das schwere alte Schloß, das leider nicht mehr einhakte, hütete aber die Schätze nicht genügend, zur Vorsicht war das Kammerfenster inwendig mit einigen quer darüber genagelten Lattenstücken gesperrt, was freilich eine Lüftung des Raumes fast unmöglich machte, indem hierfür nur noch die Türe in Betracht kam.

Diese Türe war vollständig diebessicher, wie Enz sagte. Jedoch hatte seine Frau die üble Gewohnheit, den Schlüssel hin und wieder stecken zu lassen, statt ihn pflichtgemäß unterm Laubsack in der Stubenkammer zu verbergen. Das beschwor manchen schweren Kampf zwischen den Ehegatten herauf; denn so gutmütig Enz sonst war, bezüglich dieses Schlüssels gab es keine Entschuldigung.

„Weib! Person! Rike! Du willst mich ruinieren!“ schrie er, wenn er heimkam und vom Hausgang aus den Schlüssel droben stecken sah. Er nannte sie sonst immer „Scholiette“, nur im höchsten Zorn konnte er sich soweit vergessen, Rike zu sagen.

Manchmal versuchte sie, ihn zu beschwichtigen, aber da kam sie bös an.

„Wenn ich die Modelle verliere, ist's Feierabend. Mit diesen allein bin ich dem Pfuscher, dem Herrenschneider über! Und allen Konkurrenten! Schon wegen der Anregung! — Und sie lauern darauf! Ich weiß alles: sie lauern darauf!“

Einmal wagte Frau Scholiette zu lächeln. „Wegen dem Gelump so eine Komedi zu machen!"

Da packte er sie an der Schulter und sah sie mit einem fürchterlichen Blick an, konnte aber nichts herausbringen als:

„Person! — Person!!"

Dann rannte er die Stiege hinauf und in die Kammer, um sich zu überzeugen, daß alles unversehrt sei. Nachher schloß er die Türe ab und steckte den Schlüssel in die Tasche. Noch oben stehend, redete er mit eindringlicher Gebärde auf die Frau ein:

„Versprich mir, das nicht mehr zu tun! Versprich mir's!"

Sie gab keine Antwort, sondern ging unwillig in die Küche hinein. Da polterte er herab und lief ihr nach.

„Scholiette", sagte er bittend, fast weinerlich, „wenn mir die Modelle wegkommen, gibt's ein Unglück!"

Darauf lief er fort und kam erst am folgenden Mittag heim. Er brachte ein kleines Holztäfelchen mit, auf welches mit schwarzen Buchstaben die Worte: „Zur Wacht" hingemalt waren. Das nagelte er über der Haustüre fest. „Ja, auf der Wacht will ich sein! Wui!" brummelte er dabei. Er war etwas betrunken.

Von diesem Tage an hing auch eine alte Reiterpistole über dem zweischläfigen Bett in der Stuben-

kammer. „Rühr mir die nicht an!“ warnte er mich oft, wenn ich verstohlen nach der schönen Waffe hinüberschielte. „Die ist für alle Fälle!“ —

Gideon, der Maler.

Der Schneider „Wui“ hatte sich aber mit der Zeit zu dieser einen Idee noch eine zweite zugelegt, und die war ich. Sobald es sich in den ersten Schuljahren zeigte, daß ich am Zeichnen Freude hatte und einige Geschicklichkeit darin an den Tag legte, saß der Sparren fertig in seinem Kopf: Ich war zum Maler geboren!

Ja, ein Maler steckte in mir, das stand unumstößlich fest. Nicht ein Anstreicher etwa, der bloß Gartenhäge und Scheunentore überschmieren könne: nein, ein richtiger berühmter Kunstmaler! Das „berühmt“ ließ er nie weg, denn er behauptete hartnäckig, erst der Ruhm mache den wirklichen, wahrhaftigen Kunstmaler aus, nur wenn er berühmt sei, könne er seine Bilder, auch die schlechtesten, teuer verkaufen und ein Herr werden.

In seinem Modellkasten bewahrte er neben den anderen Wertstücken ein in viele Umschläge eingehülltes Buch auf, das „Malerbuch“.

Ich bekam es lange nicht in die Hände, auch dann nicht, als ich zur Not lesen konnte. Aber der

Schneider belehrte mich, so oft er mich das Buch wie ein Heiligtum sehen ließ, daß es die Geschichte eines armen Tagelöhnerbuben enthalte, der es nach schweren Kämpfen zu einem berühmten Kunstmaler gebracht habe. Ein solcher Kunstmaler werde auch ich später sein, so gewiß, als er mein Talent entdeckt habe.

Er erzählte jedem Bauern davon, während er das Maß zu einer Hose oder Weste nahm, und konnte dabei so eifrig werden, daß er mitunter die Zahlen unrichtig eintrug. Manchmal, besonders wenn einer seiner besseren Kunden — sein Ehrgeiz zog hierin sehr genaue Grenzen — in der Stube war, hielt der mit untergeschlagenen Beinen auf dem Nähtisch Sitzende plötzlich mit der Arbeit inne, bewegte den großen, beinahe kahlen Schädel ein paar Mal wichtig auf und ab und fing dann mit warmer Überzeugung zu reden an, wobei sein dünner Bockbart einen kleinen Tanz aufführte:

„Ja, ja! Der Bub hat Talent! Wenn ich das sage, so ist's genug. Und ich, der Jakob Enz, betrachte es als meine Lebensaufgabe, dieses Talent zu pflegen, ich werde alles daran setzen, den Gideon in eine Malschule zu tun! Wui!"

Und an einem Sonntag Abend konnte ich ihn selber in der Wirtsstube zur Ilge vor allen Gästen prahlen hören: Ja, man müsse nicht glauben, daß aus einem Bauernnest, wie die Steig, kein berühmter

Mann hervorgehen könne. Man werde das erleben! Alle berühmten Männer hätten klein und niedrig anfangen müssen, wui! Solle einer mit ihm heimkommen und das Buch vom Kunstmaler Heinrich Strinde lesen, der für ein einziges Bild, nicht größer als eine Landkarte, zweitausend, sage zweitausend Kronen gelöst habe, und den er selber in Wien ein Glas Bier habe trinken sehen! —

Wenn ich auch gegen die Prahlereien des Schneiders Enz von Anfang an eine starke Abneigung empfand, — die Idee ging ganz unvermerkt doch auf mich über und schlug Wurzeln. Nicht daß ich mich zu dem Glauben verstiegen hätte, die andern Knaben in meinem Alter könnten bei gleichem Fleiß und gleichem Eifer nicht ebensogut, wie ich, Störche, Hasen, Käfer und alles mögliche auf die Schiefertafel hinzeichnen. Das Wollen machte alles aus: und eben darin wollte ich alle, aber auch alle, hinter mir lassen. In diesem Vorsatz bestärkte mich vor allem die Geschichte des Malers Strinde, der sich selber unausgesetzt vorwarf, er könne nicht besser zeichnen als jeder Holzhacker, der Kopf müsse die ganze Arbeit allein tun. Meine Neugier war nämlich längst Meister geworden: bei jeder günstigen Gelegenheit stahl ich mir das Malerbuch aus dem Modellkasten und las darin; es war meine Bibel und mein Vermächtnis. Im Anfang zwar war ich ein wenig enttäuscht, weil der Held auch gar zu

lange mit Hunger, Entbehrungen und Mißerfolgen zu ringen hatte. Aber als er dann einen König malen durfte, ja als er für ein einziges Bild mehr bekam, als unser Haus, der Stelzenhof, samt Hofstatt auf der Gant gegolten hatte, da fand ich es ganz am Platz, daß man einen solchen Mann mit einem steinernen Denkmal ehren mußte.

Ich meinerseits wollte selbstverständlich weit rascher und müheloser ans Ziel gelangen. Zwar vergaß ich auf der Schulbank oder bei geselligen Spielen meine ehrgeizigen Pläne ganz, oder wenn ich flüchtig daran dachte, so kam mir aus der Ferne alles nur wie ein blasser Traum vor. Dieser Traum nahm aber sogleich wieder feste Gestalt an, wenn ich allein war und meinen Gedanken nachhängen konnte. Und wenn ich mit meinem Malerbuch im Wipfel des mächtigen Nußbaumes saß, an den sich unser Häuschen gleichsam anlehnte, dann war ich Herr über ein großes sonniges Reich. Irgendwo stand da ein Haus mit grünen Fensterläden und einer hellen Malerstube darin, deren Wände ganz mit Bildern bedeckt waren. Das schönste, größte davon stellte das Dorf Steig dar mit den Äckern und Baumgärten ringsum; und es war kein Dach und kein Schornstein vergessen, auch nicht die vier Pappeln beim Steinernen Platz oder die kleine rote Wetterfahne auf dem Wirtshause zur Ilge. —

Ich wäre in jener Zeit sehr glücklich gewesen,

wenn der Armenpfleger Stocker nicht hin und wieder seine schwere Hand auf mein Dasein gelegt hätte. Wenn ich an ihm vorbei mußte oder wenn ich ihn von weitem neben seinen Stieren einhertrotten sah, so war es mir zumute, als sei ein großer dunkler Schatten auf meinen Lebensgarten gefallen. Und wenn der Stocker, was je und je geschah, von der Straße aus nach unserer Haustüre einbog, den Kopf etwas gesenkt und die Augen schräg vor sich hin auf den Boden gerichtet, dann flüchtete ich mich in die Küche, verbarg mich zwischen Türe und Küchenschrank und lauschte bänglich, was über mich beschlossen wurde. Vor dem trockenen Ton seiner Stimme sanken meine Luftschlösser in sich zusammen, mein herrliches Bild von der Steig verblich zum Schatten und schwand. Und statt des Malers im schwarzen Samtwams, der seine Dorfgenossen großartig mit Wein und Käse traktierte, saß ein gedrücktes Bauernknechtlein am Wirtstisch in der Ilge, das ein Glas Most zwischen seinen krummgewerkten Fingern hielt.

Denn der Stocker war hart und unerbittlich, er nannte alles, was der Schneider Enz über meine Anlagen vorbrachte, Larifarizeug. Der Endzweck eines jeden seiner Besuche war der, etwas vom Kostgeld abzumarkten mit der Drohung, man werde mich anderswo unterbringen, es seien Offerten genug da. Zum Beispiel könnte er selber jetzt so

einen kräftigen Buben auf seinem Gewerb ganz gut brauchen.

Der Schneider wehrte sich und sperrte sich nach seiner Art, wobei er unklugerweise immer wieder mein Talent und seine hohen Pläne ins Feld führte. Er konnte doch wohl wissen, daß das beim Armenpfleger Stocker nicht verfing. Wenn ihm dann das Wasser bis an den Hals ging, trat regelmäßig Frau Rike-Scholiette als tapfere Reserve aus der Nebenkammer. Was denn auf so ein Büebli, das noch Tag für Tag zur Schule müsse, zu rechnen sei? Nichts, sauber nichts! Und dabei möge ich essen, ja, das könne sie einem sagen, da würde sich einer noch verwundern! Wenn der Jakob nicht so den Narren an mir gefressen hätte, so wäre längst gekündet worden. Denn man verdiene sowieso nicht das kalte Wasser an mir.

Auf dieses war aber der Stocker schon gefaßt. Die sittliche Entrüstung kam wie auf Kommando über ihn und er sagte mit Nachdruck, die armen Waisenkinder seien doch wohl nicht zum Verdienen da! Wenn sich einer einen Gotteslohn erwerben könne, so dürfe er das auch etwas rechnen. Überhaupt, wenn mehr Religion wäre, so brauchte man gar keine Armenpflege!

Das Endresultat des Kampfes bedeutete jedesmal einen unbedingten Sieg der Minderheit. Der Armenpfleger Stocker baute nicht umsonst auf die

„Idee" meines Pflegevaters. Wenn er erst gewußt hätte, daß dieser oft heimlich von der Base Käther kleine Zuschüsse zum Kostgeld bekam! Ich meinerseits atmete jedesmal auf, wenn der Kelch wieder an mir vorbeigegangen war. Ich gab mir während der nächsten Tage alle Mühe, mich der etwas mürrischen Pflegemutter durch Zutragen von Holzscheitern und Wasser recht nützlich zu machen. Aus der pflichtmäßigen Bürde Leseholz, die ich an den schulfreien Nachmittagen einzubringen hatte, wurden mitunter zwei, bis alles zuletzt wieder im rechten Geleise war, und der Schneider Enz jedem seiner Kunden feierlich erklärte, er wolle trotz der großen Opfer, die er tatsächlich bringen müsse, unter allen Umständen an seinem Malerplan festhalten. Denn an meinem Talent könne kein Advokat und kein Armenpfleger rütteln. Wui!

Erstes Kunstwerk.

So gläubig wie Jakob Enz waren nun freilich nicht alle Leute auf der Steig, auch meine Altersgenossen nicht. Sie mochten zu Hause den Schneider Wui und sein närrisches Wesen oft bekritteln hören. So rief mir Kinspergers Hans einmal vor allen Schulkindern nach, ich gebe so wenig ein Maler, als ihr Stallknecht daheim. Ich hätte ja letzthin

nicht einmal die leichte Vorlage von der Wandtafel abzeichnen können! Nur Käfer und Geißen brächte ich fertig. Der Mäck-Mäck-Schneider, der Wui, könne prahlen so viel er wolle.

Diese Spottworte bedeuteten für mich eine arge Kränkung, ja es kamen Tage schweren Zweifels für mich, den selbst das erneute Studium des Malerbuches nicht zu beseitigen vermochte. Wenn Hans recht hatte, wenn ich kein Maler werden konnte? Denn wirklich, in der Zeichenstunde war ich keiner von den ersten. Die einfältigsten Ornamente machten mir oft schwere Mühe. Spielend zeichnete ich das Wahrzeichen des Wirtshauses zur Ilge, den Aushängeschild mit den drei langgestielten Narzissen auf jeden Papierstreifen, der mir in die Hände kam. Aber eine einfache Schülervorlage, die auf Steifpapier gedruckt vor uns am Zählrahmen hing und die zwei schneckenförmig ineinander verschlungene Linien darstellte, wäre mir beinahe zum Verhängnis geworden. Als der Lehrer meinen Entwurf betrachtete, sagte er allen Ernstes: „Du, Gideon, wenns mit dir nicht bessert, mußt du im Zeichnen wieder mit der vierten Klasse machen.“ In diesem entsetzlichen Augenblick nahm ich mir vor, die Malerpläne gänzlich fahren zu lassen.

Aber mein Pflegevater, dem ich mich in der höchsten Not anvertraute, hatte wenig Mühe, mich wieder auf andere Gedanken zu bringen. Wer es

den Schulmeistern recht machen könne, an dem sei schon für immer Hopfen und Malz verloren. Und ein für allemal: mein Talent sei entdeckt, für das weitere werde der Schneider Jakob Enz sorgen. Wui.

Um mir auch bei den Schulkindern mein Ansehen wieder zurückzugewinnen, faßte ich um jene Zeit den Gedanken ins Auge, die Kirche von Steig abzuzeichnen und zwar heimlich vom Rebberg aus, da niemand darum wissen durfte. Es gelang mir, von Jakob Meili einige alte Zeichnungsblätter zu erhandeln, ich mußte ihm für jedes Stück fünf Äpfel geben, die ich der Frau Rike zu diesem Zweck aus dem Vorkeller stahl.

Die ersten Versuche mißlangen gänzlich: immer wenn ich auf einer Seite anfing, blieb mir zu wenig Raum auf dem Bogen. Ich zerriß die verunglückten Blätter in kleine Fetzen und steckte diese heimlich ins Herdfeuer. Zuletzt besiegte meine Geduld aber doch alle Hindernisse. Nachdem ich mich drei Sonntagnachmittage hindurch rechtschaffen gequält hatte, lag das Kunstwerk fertig vor mir da. Gewiß, wer die Kirche von Steig einmal gesehen, der mußte sie hier sogleich erkennen. Zwar hatte ich den untern Teil des Turmes absichtlich etwas schlanker gemacht, als er in Wirklichkeit ist; die Leute von Trüb und Nehrbach pflegen uns Steigern spottweise vorzuhalten, wer um unseren Kirchturm herumgehen wolle, müsse für einen Tag Mundvorrat mitnehmen, und

weil die Maurer den Turm unten zu dick gemacht hätten, seien ihnen die Steine zu früh ausgegangen und sie hätten auf halber Höhe kleiner anfangen müssen.

Viel Sorge und Arbeit hatte ich mit dem Dachwerk, denn es war mir mit dem besten Willen nicht gelungen, die Ziegelreihen zu zählen, so mußte ich mich mit der ungefähren Schätzung behelfen. Dagegen waren an den hohen Bogenfenstern die runden Butzenscheiben mit peinlicher Sorgfalt eingezeichnet, und in der offenen Schalluke konnte man richtig die größte der drei Glocken hängen sehen, sogar mit Gewichtsangabe.

Nicht ohne künstlerisches Selbstgefühl schrieb ich meinen Namen auf die rechte untere Ecke des Blattes und betrachtete dann mein Werk noch eine Zeit lang mit Befriedigung. Als ich mich umwandte, stand mein Pflegevater hinter mir. Er langte über meine Achsel hinweg langsam nach der Zeichnung, die ich bis jetzt vor ihm verborgen gehalten hatte. Mit Kennermiene musterte er sie lange, indem er das Blatt mit der einen Hand weit von sich weghielt, während er mit der andern mechanisch die Brille herausholte und zurechtsetzte. Dabei kam ein großer Stolz auf sein verschrumpftes Angesicht, der sich zuletzt in einem einzigen gedehnten „Soo!“ Ausdruck verschaffte. Dann preßte er die Lippen gleich wieder zusammen.

„Sso!“ kam es nach einer Weile heftiger von

seinen Lippen. „Nun haben wir's ja! Gott grüß die Kunst! Landschafter! Wer jetzt noch zweifelt, der kann in einem vierspännigen Landauer sitzen und bleibt doch ein Kamel!"

Er riß die zerknitterte Schirmmütze von seiner Glatze herunter.

„Hut ab! Du bist ein Maler!"

Nach diesen Worten rannte er, das Blatt immer hoch vor sich her haltend, die Stiege hinunter und zum Hause hinaus. Ich folgte ihm in großer Besorgnis, denn ich hatte Angst, er könnte zu Falle kommen, weil er ein wenig Wein im Kopf hatte. Dabei dachte ich freilich mehr an die Zeichnung als an den Schneider. Aber auf der Straße wandte er sich gegen mich um und sagte bestimmt: „Halt da! Das ist nicht für dich! Geh in die Stube für einstweilen!"

Zu meiner Verwunderung kam er schon nach einer Viertelstunde mit dem Blatt zurück. Er legte es hin und setzte sich auf einen Stuhl, tat zwar immer noch ernst und großartig, schwieg aber beharrlich.

Ich wagte keine Frage aus Furcht, er würde aufbrausen. Das machte ihn nun aber eben zornig. Nachdem er einige Minuten steif dagesessen, fuhr er mich heftig an: „Bub — — geht dich das nichts an? Hä?"

Ich stand am Ofen und wußte nicht, was ich

sagen sollte. Endlich fragte ich zaghaft: „Habt ihr die Zeichnung dem Lehrer gezeigt?“

Ein verächtlicher Zug legte sich um seinen Mund.

„Mit dem habe ich das letzte Wort geredet deinetwegen! Der kann das Einmaleins auswendig, aber von Kunst versteht er nicht mehr, als eine Kuh von der französischen Grammatik. — ‚Es sei nicht perspektivisch richtig . . .‘ Solche Ausdrücke zu gebrauchen einem jungen Anfänger gegenüber! Als ob denn so etwas perspektivisch richtig sein müßte! — — Und dann plapperte er noch etwas von ‚Brotberuf‘, und daß die Kunst immer betteln gehen müsse! Als ob ich nicht mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört hätte, wie ein kleines Bild für fünfhundert Franken, sage und schreibe: für fünfhundert Franken vergantet wurde! Ein Bild, nicht größer als dieses Blatt! Was gelten dann Bilder, die so groß sind wie ein Tisch? Oder wie diese Wand hier? Hä?“

Damit war seine Anteilnahme an meinem ersten Kunstwerk für immer erloschen; es kümmerte sich auch sonst kein Mensch darum. Die Zeichnung meinen Mitschülern vorzuzeigen, unterließ ich wohlweislich. Doch setzte ich meine Versuche als Landschafter in der nächsten Zeit fleißig fort, wenn auch nicht mit dem gewünschten Erfolg.

Knabenliebe.

Als ich ungefähr zwölf Jahre alt war, verliebte ich mich in Margritte Stamm. Das kam ganz unvermittelt, ich kann mich nicht erinnern, daß ich mir vorher mehr als aus andern Mädchen aus ihr gemacht hätte. Da fragte sie einmal, während wir zufällig allein nebeneinander die schmale Treppe zum Schulzimmer emporstiegen, ganz wie nebenbei, ohne sich nach mir umzudrehen: „Du, Gideon, hast du aber genug Geld, um Maler zu lernen?"

Halb geschmeichelt, halb verletzt gab ich ziemlich selbstbewußt zurück: „Ich kann es mir vorher mit Schaffen verdienen."

Da blieb sie stehen und wandte den Kopf schräg nach mir hin. Sie musterte mich scharf, ein wenig von oben herab, nicht nur weil ich um eine Stufe tiefer stand als sie.

„Vielleicht — ich weiß es jetzt noch nicht — vielleicht geb' ich dir dann etwas von meinem Spargeld. Halt für Kleider, damit du ein bischen besser aussiehst. Dafür mußt du mir aber ein Bild machen, wenn du erst etwas kannst."

Ich warf mich ein wenig auf, ihre kühle Sicherheit nachahmend. „Das versteht sich doch von selbst Zum Beispiel euer Haus, den ‚Steinernen Platz'."

„Also.“

Damit ging sie hinein, schien aber im Schulzimmer gleich alles wieder vergessen zu haben. Denn sie blickte geradeaus und auf ihre Arbeit, ich schien für sie nicht mehr vorhanden zu sein.

Um so eifriger fing ich meinerseits an, heimlich nach ihrer Bank hinüber zu schielen. Ich bemerkte, daß sie schöne braune Augen hatte und daß ihr bewußtes, doch nicht herrisches Wesen ihr sehr gut stand. Es schmeichelte mir, daß so ein ernsthaftes, feines Mädchen sich heimlich mit mir beschäftigte, und ich baute ihr dafür einen Dankaltar in meinem Herzen. Sie war mit einem Schlage meine Verbündete und unbedingte Anteilhaberin an allem Schönen und Großen, das mir die Zukunft bringen mußte.

Ich nahm mir fest vor, nie ein anderes Mädchen gern zu haben und ganz bestimmt keine andere zu heiraten, als Margritte, auch wenn mich eine Grafentochter haben wollte, wie mein Vorbild, den Maler Heinrich Strinde. Mein Haus in Traumland bekam unversehens ein kleines Seitentürmchen mit einer hübschen Altane, wo Margritte nach Herzenslust schöne fremde Blumen ziehen und wo sie an Sommerabenden kurzweilige Bücher lesen konnte.

Ich ging am Sonntag nie zur Kinderlehre, bevor Margritte an unserem Haus vorbei war, und wenn ich eine ganze Viertelstunde hinter dem

wurmstichigen Scheunentörchen durch ein Astloch nach ihr ausgucken mußte. Sie hatte damals ein schönes hellgrünes Kleid mit weißen Bändern, das stand ihr so gut, daß ich mich nie an ihr satt sehen konnte. Dabei war ich aber sehr ängstlich und fürchtete immer, von den andern Knaben heimlich beobachtet zu werden. Ich tat mir viel Gewalt an, denn keiner durfte eine Ahnung davon haben, wie gern ich Margritte sah.

Während der Schulstunden ertappte ich mich zwar oft darüber, daß ich, meine besten Vorsätze vergessend, mich ganz mit meiner stillen Mitschülerin beschäftigte, so zwar, daß die Blicke, mit denen ich sie in ihrem Tun und Lassen mit großem Wohlgefallen betrachtete, nicht einmal etwas verstohlenes an sich hatten. Aber dann gab ich mir jedesmal einen Ruck und ließ mich eine Zeitlang von keiner Versuchung anfechten.

Auch auf dem Spielplatz drunten hielt ich mich absichtlich von ihr fern. Wenn ich bei dem beliebten Kettenfangspiel, das Mädchen und Knaben gemeinschaftlich zu machen pflegten, durch Zufall neben Margritte zu stehen kam, dann wagte ich es kaum, ihre kleine weiche Hand mit der meinigen zu umschließen. Es floß aus diesem Händchen ein geheimnisvoller Strom bis zu meinem Herzen, ich lief und stand neben ihr wie im Traum und war der Glücklichste in der Kette der Gefangenen.

In jener Zeit war mein ganzes Denken und Trachten darauf gerichtet, von Margritte beachtet zu werden und vor ihr zu glänzen. Verächtlich schlug ich den Fünfer aus, den mir der Lehrer einmal beim Turnen als Preis für die beste Leistung im Wettlaufen geben wollte. Ich hatte dreimal nacheinander das Ziel zuerst erreicht. Aber nicht wegen des in Aussicht stehenden Fünfrappenstückes hatte ich meine Kraft aufs äußerste gespannt, sondern weil ich Margritte nach dem zweiten Gang hinter mir hatte sagen hören: „Das dritte mal gewinnt aber der Hans Kinsperger.“ —

Eines Winterabends stand ich, die Hände in die Hosentaschen gesteckt, vor dem Hause zum Steinernen Platz und schaute mir den Spruch an, der in altväterisch verschnörkelten Buchstaben auf das weiße Riegelwerk unterm Vordach hingemalt war:

„Laß Neider neiden, Hasser hassen,
„Was Gott mir gibt, muß man mir lassen.“

„Kannst du den Spruch jetzt bald auswendig?“, sagte Margritte, die unter die Haustüre getreten war. „Gelt, wenn du so etwas abzeichnen könntest!“ fügte sie dann herausfordernd bei.

„Ich? — Aha, du meinst wohl, das machte mir Mühe!“ Mit diesen Worten ging ich scheinbar beleidigt meiner Wege.

Während der nächsten Abende machte ich in meiner Kammer mehrere Versuche, den Spruch aus dem Gedächtnis nachzubilden. Trotz der Kälte hielt ich es oft bis um elf Uhr aus, das heißt, wenn es mir Tags zuvor gelungen war, mein Petrollämpchen heimlich in der Küche nachzufüllen. Mein heißes Ringen war anfänglich nicht mit Erfolg gekrönt. Ich mußte mir die Buchstaben noch viel besser einprägen, zu welchem Zwecke ich mich, so oft es ging und so ungesehen als möglich, zu allen Tageszeiten am Steinernen Platz vorbeischlich.

Nach diesen Vorstudien zeichnete ich den Spruch auf die Rückseite eines meiner Zeichnungsblätter, und zwar so genau, daß nach meinem Dafürhalten der größte Kenner nichts daran hätte aussetzen können.

Aber nun trat eine schwere Frage an mich heran: wo sollte ich die rote Farbe auftreiben, mit der ich die großen Anfangsbuchstaben bemalen mußte? Für die kleinen Buchstaben konnte man sich ganz gut mit schwarzer Tinte behelfen; aber um die kunstreich nach den rotbemalten Vorbildern gezeichneten L, N, H und G wäre es doch jammerschade gewesen!

Würde mir mein Pflegevater nicht endlich eine Farbenschachtel kaufen, wenn ich ihn geradeheraus darum bitten würde? Nein, das war ausgeschlossen. Schon mehrmals hatte ich in günstigen Augenblicken

eine leise Anspielung gewagt, war aber immer abschlägig beschieden worden. „Ein Genie muß sich durch Entbehrung abhärten“, behauptete der Schneider Enz hartnäckig. „Der Maler Heinrich Strinde hat bis zu seinem fünfzehnten Jahr weder Pinsel noch Farben gesehen. Den richtigen Zeitpunkt muß man abwarten, wui! Laßt nur mich machen!“

Ich wußte freilich genau, daß die Geldfrage den Ausschlag gab. Frau Rike-Scholiette hatte die kluge Gewohnheit, den Lohn, den der Meister auf der Stör in den Bauernstuben verdiente, wo irgend möglich selber einzuziehen, was sich Enz im Ganzen gern gefallen ließ, wenn er nur jeden Sonntag sein Schoppengeld erhielt. Frau Rike ihrerseits war aber durchaus nicht kunstsinnig.

So war also von dieser Seite keine Rettung zu erhoffen. Und irgendwoher mußte sie doch kommen! Bereits hatte mich Margritte an einem Nachmittag auf dem Spielplatz flüchtig geneckt: „Gelt, den Spruch kannst du aber nicht machen!“

Wie oft schaute ich in jenen Tagen sehnsüchtig nach dem Fläschchen mit roter Tinte hinüber, mit welcher der Lehrer die Fehler in den Heften unterstrich. Ein paar Tropfen davon hätten für mich genügt. Aber ich wagte nicht, darum zu bitten, denn da hätte ich ja sagen müssen, wozu ich die Tinte brauche. Und gewiß hätte der Lehrer verlangt, daß ich die Zeichnung in halbfertigem Zu-

stand vorweise, und er hätte sie spottend der ganzen Klasse vorgezeigt. Was mußte dann Margritte denken! Ach, ohne die rote Farbe nahmen sich die Anfangsbuchstaben im Vergleich zu den Vorbildern armselig aus! — Und vielleicht war die Zeichnung nicht einmal perspektivisch richtig! ...

Die Malschachtel.

Von den Knaben im Dorfe hatte meines Wissens nur ein einziger eine Malschachtel: Hans Kinsperger. Doch der war der letzte, den ich jetzt um eine Gefälligkeit hätte angehen mögen, denn ich hatte das wegen dem Stallknecht immer noch stark im Gedächtnis. Und zudem hatte mir Hans jüngsthin wegen eines geringfügigen Zwistes den Übernamen „Mälerli" nachgerufen und mich damit so beleidigt, daß ich mir vorgenommen, vier Wochen lang kein Wort mehr mit ihm zu reden.

Aber die Sorge wegen des Spruches trat nach und nach so in den Vordergrund, daß ich mich oft über dem Gedanken ertappte, eine wenn auch nur oberflächliche Versöhnung mit Hans anzubahnen. Manchmal wachte ich nachts aus dem Schlafe auf und grübelte über einen Ausweg nach. Dabei kam ich immer wieder zu dem letzten und einzigen Rettungsmittel: ich mußte mich unter allen Umständen in den Besitz von Hansens Farbenschachtel setzen.

Ohne von meinem heimlichen Groll ganz loszukommen, fing ich mich dem vom Glück bevorzugten Kameraden sachte zu nähern an, und es schien mir, als ob ihm das selber angenehm sei. In wenigen Tagen brachte ich es so weit, daß er wieder ganz zutraulich wurde, und eines Abends fand hinter Kinspergers Rebsteckenbeige, wo wir uns beim Versteckenspiel verborgen hielten, die Versöhnung ihren feierlichen Abschluß. Hans versicherte, daß es ihm gar nicht recht gewesen sei nachher, als er mich damals erzürnt habe und daß er mir ganz gewiß nicht ein einziges Mal mehr „Mälerli" nachrufen werde. Ich dagegen versprach großmütig, alles zu vergessen, wie wenn nichts gewesen wäre. So kamen wir als die alten guten Freunde hinter der Beige hervor.

Ich sah mich am Ziel meiner Wünsche. Ich half Hans an diesem Abend die Rübenschneidmaschine treiben und ließ mich sogar von ihm einladen, noch schnell in die Stube zu kommen, denn er hatte von seiner Mutter auf Weihnachten einen Schultornister bekommen, den wollte er mir zeigen. Und im Frühling dürfe er nach Trüb hinab in die Sekundarschule, wußte er leutselig zu berichten.

Nur mit halbem Ohr hörte ich auf seine Mitteilungen. Ich schielte nach dem Gestell hinauf — dort lag in einem Winkel hinter den zahlreichen grünglasierten Milchtöpfen ganz verachtet die heißbegehrte Malschachtel . . .

Sollte ich Hans schon heute darum bitten? Ich überlegte schnell, ob ich das übers Herz bringen würde. Nein. Um alles andere eher als um diese Malschachtel. Wenigstens eine Woche mußte ich warten, sonst würde Hans ganz bestimmt merken, warum ich wieder gut mit ihm geworden. Aber eine Woche — sieben Tage! Nun — es ging ja vielleicht auch mit fünfen! —

Da fuhr mir, während Hans seinen Tornister in der Nebenstube versorgte, wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf: Wenn ich die Schachtel jetzt schnell an mich nähme! Es würde niemand ihr Fehlen bemerken. Und in ein paar Tagen könnte ich sie wieder heimlich hinlegen . . .

Mit schnellem Entschlusse setzte ich einen Fuß auf die breite Wandbank, über der sich das Milchgestell hinzog. Ein Schwung, ein Griff und das Kleinod war in meinen zitternden Händen. Blitzschnell kehrte ich mich gegen den grünen Kachelofen und ließ die Schachtel in der inneren Tasche meines Wamses verschwinden, das ich dann sorgfältig zuknöpfte. Als ich mit schlechtem Gewissen Umschau hielt, sah ich, daß Hansens Mutter in der halbgeöffneten Küchentüre stand.

Ein lähmender Schreck legte sich auf meine Glieder. Aber nur für eine Sekunde, dann hatte ich mich schon ein wenig gefaßt. Noch war es ja nicht ganz gewiß, daß sie mich beobachtet hatte.

Ich versuchte gleichgültig zu tun und pfiff die Verse vor mich hin:

„Wo Berge sich erheben
Zum hohen Himmelszelt ....
Da ist ein freies Leben,
Da ist die Alpenwelt ..."

Wir hatten dieses Lied heute Nachmittag in der Schule eingeübt. So oft ich die Weise später hörte oder singen mußte, legte sich die Erinnerung an einen der schwersten Augenblicke meines Lebens mit unmittelbarem Druck auf mein Herz.

Während des Pfeifens drückte ich mich sachte nach dem Fenster zu; auf plötzliche Eingebung hin schrie ich, als hätte mich draußen jemand gerufen: „Ja, ja! Ich komme gleich!" und wollte mich eiligst hinausmachen.

Aber die Bäuerin vertrat mir den Weg. Sie sah mich bös an, ich wußte augenblicklich, daß ich verraten war.

„He, du Lümmel! Was hast du auf dem Gestell zu tun gehabt?"

In meiner Hülflosigkeit versuchte ich zu leugnen. „Ich? Auf dem Gestell? Hä, nichts."

Unterdessen war auch Hans wieder in die Stube gekommen. Er warf einen Blick nach der leeren Ecke auf dem Gestell und einen zweiten auf mein straff zugeknöpftes Wams, auf dem sich in deut-

lichen Umrissen die unglückliche Malschachtel abzeichnete.

„So, da haben wir dich, Schelm!“ zeterte er und fing an, mir die Knöpfe aufzureißen, worauf er sein Eigentum triumphierend an sich nahm.

Ich stand wie erstarrt und merkte es kaum, daß mich die Kinspergerin links und rechts mit Ohrfeigen bedachte. Ich sah nur den gelben Malkasten in Hansens Händen, der nichts mehr und nichts weniger als meinen Untergang bedeutete. Ja, ich sah ihn noch, als ich von der Bäuerin längst unter einer Flut von Scheltwörtern zur Türe hinaus bugsiert worden war.

Da stand ich nun im kalten Hausgang, zerschmettert, vernichtet. Ich hörte, wie die Kinspergerin drinnen noch immer geiferte: „Untersteh dich, Bub, und bring mir noch einmal von dem Schelmenpack ins Haus! Ich will dirs raten!“

Ich hätte am liebsten sterben mögen. Für mich war ja nun doch alles aus. Wenn mich Hans verriet, so ging es mir wie dem Schors Schwengeler, der seinem Vater Geld genommen, um ein Pistölchen daraus zu kaufen. Der Lehrer hatte ihm vor allen Schülern eine große Standrede gehalten; wie das Stehlen eine so schwere Sünde sei, und wie diejenigen, die nicht davon lassen könnten, nirgend anders als im Zuchthaus enden würden. Und alle Kinder hatten während der feierlichen Strafpredigt neugierig

oder mitleidig auf den armen Übeltäter gesehen, der in unsern Augen nun schon zum künftigen Zuchthäusler gestempelt war. Aber Schors hatte heimlich in den Tisch hineingelacht und sogar nachher laut geprahlt: wenn er gern ein Schelm werden wollte, so ginge das den Lehrer gar nichts an! Er hätte wegen der dreißig Rappen auch nicht so eine Brühe machen müssen. Er, Schors, habe es auch gesehen, wie der Lehrer die Ilgenwirtin gestern Abend vor der Haustüre in die Wange gekniffen habe.

Ich nahm mir fest vor, dann auch trotzig zu sein, wie der Schors. Und wenn mir alle „Schelm" nachrufen würden — was machte das? Mit Margritte war es nun ja doch vorbei. Ich lief einfach weg, weit weg, ja bis in ein anderes Land, wo mich niemand kannte. . .

Da öffnete sich die Stubentüre ein wenig. Hans, der noch immer die Farbenschachtel in der Hand hielt, sah mich schwer Gedemütigten einen Augenblick mitleidig an, dann kam er in den halbdunkeln Gang heraus und schloß die Türe hinter sich zu.

„Warum hast du mir denn die Malschachtel stehlen wollen? Du bist doch sonst nicht so einer?"

Diese Worte flossen wie Balsam auf meine verwundete Seele. Während ich unbeweglich stand und die Tränen hilflos über meine Wangen rinnen ließ, wiederholte er ganz freundlich: „So red' doch auch!"

„Ich habe sie dir ja gar nicht nehmen wollen!“ brachte ich endlich mühsam heraus. „Ich hätte sie dir wiedergebracht. — Beim Eid!“ beteuerte ich noch, während ich vor Schluchzen fast erstickte.

„Aber warum hast du denn nichts zu mir sagen können? Ich hätte dir die Schachtel ja schon für ein paar Tage geliehen.“

Ich zog mein zerknittertes Nastuch heraus und trocknete mir das Gesicht damit. „Glaubst du, ich hätte das nicht getan, wenn . . .“

„Was wenn?“

„Ach, du weißt ja schon. Und den Übernamen hättest du mir doch auch nicht nachzurufen brauchen.“

„Ja so! Ist denn das nicht abgetan gewesen? Und zu was hast du überhaupt die Malschachtel brauchen wollen?“

Ich preßte die Lippen aufeinander und sah ihn fest an. Wollte er das nun wissen? . . .

„Sagst mirs nicht?“ Seine Stimme klang feindlich.

Ich schüttelte unsicher den Kopf.

„Gut, dann werde ich dich beim Lehrer verklagen. Ich habe sonst gemeint — — —“

Er wollte sich kurz von mir abwenden, ich hielt ihn zurück. „Ei, so wart' doch! — Wenn ich dir zehnmal nacheinander die Rechnungen auflöse?“...

„Die Mutter hilft mir schon, die kann's so gut wie du.“

„Und du willst es also wirklich dem Lehrer sagen?“

„Vielleicht — vielleicht auch nicht.“

Ich verlegte mich aufs Bitten. „Nein, gelt, das mußt du nicht machen. Ich habe dich auch nicht verraten damals, als du den Schulthermometer zerbrochen hast.“

„Das ist wahr, aber ich habe dir dafür drei Stücke Brot gegeben.“

„Weißt du was, ich helfe dir sogar die drei Klafter Holz im Bachtobel an die Straße hinauftragen, umsonst! Letztes Jahr hast du mir zwanzig Äpfel geben müssen!“ Ich war nun wieder ziemlich beherzt. Die große Hoffnung, daß alles noch gut vorbeigehen werde, hatte in meinem Herzen Wurzel gefaßt. Hans war ja im Grunde gar nicht so ein böser, er ließ mit sich reden.

Allerdings wollte er nun unter allen Umständen wissen, wozu ich den Malkasten hatte brauchen wollen. Daran war nichts zu ändern.

„Wirst du aber dann nichts ausplaudern, wenn ich dir's sage?“ fragte ich nach einigem unnützen Hin- und Herreden.

„Was ausplaudern?“

„Eben wegen dem vorhin. Und auch wegen meiner Zeichnung.“

„Gar nichts, gewiß nicht! Was ich einmal verspreche . . .“

„Gut, also!“ Ich nahm eine selbstbewußtere Haltung an. „Ich male den Spruch an Margrittens — am Steinernen Platz.

Hans sah mich groß an.

„Ja, kannst du auch Buchstaben malen?“

„Hä, das wollen wir hoffen! das ist gar nicht so schwer!“ Ich wäre ordentlich ins Prahlen gekommen, aber Hans ließ mich nicht lange reden.

„Wenn du Buchstaben malen kannst, dann will ich auch welche von dir haben. Ich leihe dir die Schachtel für eine ganze Woche, wenn du mir zwei einzige Buchstaben malst.“

„Und sagst also keinem Menschen etwas, auch dem Lehrer nicht?“

„Ganz gewiß nicht, keinem Menschen!“

„Sag: Beim Eid!“

„Beim Eid!“

Nun war der Handel abgeschlossen. Hans überreichte mir die Farbenschachtel, welche ich mit Genugtuung am gleichen Plätzchen verwahrte, das sie schon einmal vorübergehend eingenommen hatte.

„Bis wann willst du die Buchstaben gemalt haben?“ fragte ich dann mit einer gewissen Wichtigkeit.

„Bis am Sonntag,“ entschied Hans nach einigem Besinnen. „Es muß ein M und ein S sein, die sind ja nicht besonders schwer zu machen. Aber

gelt, recht hübsch! Auch einige Blümchen darum, wenn du kannst."

„Blümchen — — warum nicht." Ich dachte jetzt gar nicht an das, was ich sagte. Keinen Augenblick war ich darüber im Zweifel, wer mit M. S. gemeint war.

„Was heißt das eigentlich, ‚M. S.'?" fragte ich zögernd.

„Du mußt mir ja nur die Buchstaben malen."

Wir standen nun unter der offenen Haustüre. Die Dämmerung war eingetreten, ein kalter Ostwind blies über die gefrorenen Straßen. Hans schüttelte sich und wollte hineingehen. Aber ich gab ihn noch nicht frei.

„M. S." — heißt das etwa — —" ich konnte den Namen Margritte Stamm nicht aussprechen. „Heißt das etwa Mina Stürler?"

Hans wurde unwillig.

„Wenn du mir die Buchstaben nicht malen willst, kannst du's einfach sagen. Das ist mir ganz gleichgültig."

„Ei, du weißt doch, daß das abgemacht ist!" Ich empfand bitter, daß Hans nun Gewalt über mich hatte. „Also am Sonntag Abend kannst du die Buchstaben bei mir holen; und wenn sie dir nicht gefallen, mach' ich dir sogar zwei andere."

Aber ehe ich ausgeredet, hatte sich Hans mit einem flüchtigen „Schlafwohl" hineingemacht.

Frierend schlich ich nach Hause. Die Malschachtel freute mich nicht. Wem wollte Hans Kinsperger seine Buchstaben schenken? Darüber war ich nicht im Zweifel. Denn Mina Stürler, die in der Schule neben Margritte saß und die allein außer ihr mit M. S. gemeint sein konnte, war nicht angesehen, schon weil sie in der Burdi daheim war. Um die kümmerte sich Hans Kinsperger kaum.

Ich kannte damals das Wort Eifersucht noch nicht. Aber der Gedanke, daß es Hans gelingen könnte, sich in Margrittens Gunst zu setzen, nagte wie ein Wurm an meinem Herzen.

Es mußte etwas geschehen. Ich sann und grübelte und stand mehrmals still, trotz der Kälte. Ja, ich mußte mit Margritte reden. Ganz ernst und dringend. Ich mußte ihr sagen, daß ich unbedingt mehr werden wolle als alle Knaben im Dorfe. Und daß sie keinen andern gern haben dürfe, denn ich wolle das auch mit ihr so halten. Ja! — dann konnte Hans mit seinen Buchstaben kommen!

Als ich in unserer Stube noch kein Licht sah, ging ich, ohne recht zu wissen, was ich wollte, an des Schneiders Häuschen vorüber und geradewegs nach dem Steinernen Platz. Ganz keck betrat ich die blanken Steinfließen vor dem Hause, die dem stolzen Hofe den Namen gegeben. Da blieb ich plötzlich wie gebannt stehen. Was wollte ich denn

hier? Ich wurde mir meiner ganzen Armut bewußt. Das dunkle Haus mit den geschlossenen Läden kam mir vor wie eine Burg, davor eiserne Männer Wache halten. Ich drückte mich seitwärts an den hohen Brunnenstock und überlegte.

Da öffnete sich die schwere, eichene Haustüre. Ein Mädchen trippelte vorsichtig über die glatten Treppensteine herab und ganz nahe an mir vorbei. Es war Margritte. Ich hätte ihr Kleid mit der Hand erfassen können. Aber ich stand geduckt in meinem Versteck und wagte kaum zu atmen.

Margritte stieß einige Mal mit dem Fuß an die verschlossene Stalltüre und rief mit heller Stimme zum Nachtessen. Dann huschte sie wieder an mir vorüber und ins Haus hinein. Ich machte mir bittere Vorwürfe darüber, daß ich die herrliche Gelegenheit so blöde verscherzt. Aber was hätte ich denn sagen sollen? Ich hätte Margritte höchstens erschreckt.

Langsamer als ich hergekommen war, machte ich mich heimzu. Im Lichtschein einer Lampe, der aus irgend einem Fenster auf die Straße fiel, blieb ich stehen, zog meine Farbenschachtel heraus und öffnete sorgfältig das Schiebbrettchen. Wie erstaunte ich, als die Schachtel nur fünf armselige Farbenrestchen enthielt! Ein schönes Rot war nicht einmal dabei. Sollte ich nicht gleich hinlaufen und die Schachtel auf Kinspergers Treppe legen? Nein,

das half nichts, die Buchstaben mußte ich Hans nun doch malen.

Da kam mir plötzlich ein Gedanke: wenn ich ihm mit dem Angebinde bei Margritten zuvorkäme! .... Es war ja nicht redlich, es war Hinterlist dabei. Aber — wenn Hans doch nicht selber malen konnte, was brauchte er den Mädchen Buchstaben zu schenken? Und hätte ich nicht ganz gut von mir aus auf den Einfall kommen können? ...

Der Schneider Enz war heut bei besonders guter Laune, und da Frau Rike nicht gleich in der Stube war, gab es kein einziges Scheltwort wegen meines langen Ausbleibens. Er klopfte mir auf die Schulter und sagte: „So, Bub, morgen geh' ich nach Trüb hinab und in die Stadt. Weil du in der letzten Zeit so tüchtig im Holzschopf geschafft hast, bring' ich dir einen Kram mit heim: eine Malschachtel mußt du haben, wui!"

Eine Stunde früher, und diese Botschaft hätte mein Herz mit Glückseligkeit erfüllt. Jetzt ärgerte sie mich beinahe.

„Nun, was studierst du? Warum springst du nicht auf den Tisch vor Freude?"

Ich merkte, daß seine Stimmung schon umzuschlagen drohte und versicherte schnell, daß er mir mit gar nichts auf der Welt so viel Vergnügen machen könne, wie mit einer Malschachtel. „Ich meinte bloß," fügte ich erklärend bei und log und

wünschte zugleich, „ich meinte bloß — die rechten sind halt teuer ...“

„Einfalt,“ lachte Enz vergnügt, „wenn ich im Kopf habe, etwas zu kaufen, so kaufe ich es. Ich habe heut dem Gemeindrat Steiner einen Rock umändern müssen, den ihm der Herrenschneider in Trüb verschustert hat, das ist mehr wert, als einhundert Malkasten. Wui! Und wegen deiner hab' ich auch mit dem Steiner geredet. Er ist zwar ein Hartgefrorener, weiß schon. Wer wird Verstand suchen bei so einem dickköpfigen Bauern, der dazu noch im Gemeindrat sitzt? Von Kunst erst recht kein Dunst! Aber als ich von der Million berichtete, die du den Steigern einmal werdest vermachen können, kroch er doch auf den Leim und meinte, man könne ja dann sehen, wenn du wirklich so ein Wundertier seiest. Das ist wieder ein tüchtiger Schritt vorwärts, sag' ich dir! Ich will die Kerle schon einseifen, daß ich ein Geld zuwegbringe für dich! Und morgen kriegst du die Malschachtel. Wui!“

So nahm der böse Tag noch ein ganz leidliches Ende. Da ich an das Versprechen des Schneiders Enz nicht im geringsten glaubte, behalf ich mich für die Fertigstellung meines Spruches mit Hansens leidlich passenden Farbenrestchen und machte mich hierauf ohne weiteres an das neue Kunstwerk. Aus einem gut erhaltenen Zeichnungsblatt schnitt ich ein passendes Stück von der Größe eines Buchzeichens aus,

das ich dann mit der Schere fein auszackte. Alles gelang mir vortrefflich, es kam ein rechtes Fieber über mich. Und doch konnte ich mich nicht von Herzen freuen, als nun die Buchstaben M. und S. sauber bemalt und verschnörkelt auf dem Buchzeichen prangten. Zwar redete ich mir fortwährend ein, ich sei ganz im Recht. Aber am Ende zwang ich mich immer wieder zu dem löblichen Beschluß, die Buchstaben wie recht und billig an Hans Kinsperger abzugeben. Er hatte halt doch den Gedanken ersonnen. Und was half alles, wenn er zornig wurde und die Geschichte von der Malschachtel an den Tag brachte? Nun — ich hatte ja noch Zeit zum Überlegen. — Wenn halt die Buchstaben nur nicht gar so hübsch geraten wären! . . .

In dieser Nacht hatte ich einen schweren Traum. Die Kinspergerin stand neben meinem Bett, sie trug die gelbe Malschachtel in der Hand und legte sie mir mit einem bösen Blick auf die Bettdecke hin. Die Schachtel wurde schwerer und schwerer und drohte mich zuletzt zu erdrücken, bis ich, in Angstschweiß gebadet, erwachte.

Das Angebinde.

Am andern Morgen war mein erster Gedanke das Buchzeichen. Und merkwürdigerweise war es mir jetzt ganz klar, daß ich Hans die Buchstaben nicht geben würde. Ich konnte ihm ja andere,

weniger hübsche machen. Die wiederholte Besichtigung des Kunstwerkes befestigte in mir ein bestimmtes Vorhaben.

In der Schule konnte ich kaum die Zeit der Vormittagspause erwarten. Während die anderen Schüler hinausstürmten, machte ich mir mit meinen Schulsachen zu schaffen. Sobald ich allein war, schlich ich behend wie ein Dieb nach Margrittens Bank hinüber, langte ein Buch hervor und steckte mein Angebinde zwischen die Blätter, jedoch so, daß es ein wenig hervorguckte.

Die heimliche Schenkung hatte vorläufig noch keine Folgen, wie oft ich auf Margrittens Gesicht verstohlen Musterung hielt. Aber etwas anderes geschah an diesem Morgen, was mein Herz mit Stolz und Wonne erfüllte: Margritte schob mir durch eine Mitschülerin ihren Aufsatz zum korrigieren herüber. Es lag ein Papierstreifen zwischen den Heftseiten, darauf hatte sie mit Bleistift geschrieben: „Wenn du alle Fehler findest, ein Apfel".

Der Apfel ärgerte mich zwar zuerst ein wenig. Aber das war bald vergessen. Ich durchlas das sauber geschriebene Aufsätzchen, indem ich jedes Wort mit ängstlicher Genauigkeit prüfte. Die zwei Fehler, die ich fand, verbesserte ich leicht mit Bleistift. Dann schrieb ich auf den Papierstreifen: „Den Apfel will ich nicht", und ließ das Heft wieder an seine Eigentümerin zurückgehen. Hans Kinsperger,

der gerade hinter mir saß, zupfte mich verstohlen und fragte, was auf dem Zettel gestanden habe.

„Nichts wichtiges," erklärte ich ausweichend. Für mich dachte ich: Gelt, wenn du auch korrigieren könntest!

Nach der Schule fragte Hans nach den Buchstaben. Ich versuchte, unbefangen in seine Augen zu sehen, aber es wollte mir nicht gelingen. „Heut Abend werden sie fertig, oder dann morgen Mittag."

„Aber recht schön machen, gelt!"

„In drei Farben. Sie sind schon vorgezeichnet," log ich frech hinzu. „Das ist ja das Schwerste."

„Dann will ich sie mir nach dem Essen schnell ansehen."

Ich war wieder in der Klemme. „Das geht nicht," sagte ich ganz bestimmt. Dann warf ich den Kopf etwas zurück. „Ich lasse keine Zeichnung sehen, bis sie ganz fertig ist."

Gern wäre ich weiter gegangen, denn ich meinte immer, Hans müsse es mir ansehen, daß ich ihn betrogen habe. Aber er gab mich nicht frei. Vorsichtig blickte er sich um und sagte dann in befehlendem Tone: „Du, Gideon — es darf dann aber Niemand wissen, wer die Buchstaben gemacht hat! Sonst . . .

Ich schaute ihn wieder unsicheren Blickes an. „Wenn sie es aber doch merkt?"

„Wer, sie?"

„Hä — ich denke, du wirst doch die Buchstaben einem Mädchen schenken wollen."

„Ich kann damit machen, was ich will. Einfach, wenn dich jemand fragt, so sagst du, du wissest nicht, wer die Buchstaben gemacht habe."

Ich besann mich eine Weile und sagte dann mit wenig Sicherheit: „Nun freilich — das kann ich schon versprechen!"

„Also. Aber Wort halten!"

„Du auch!"

Damit ging jeder seines Weges. Ich konnte nicht froh werden über das, was ich getan. Das konnte kein gutes Ende nehmen. Ich wünschte das Bildchen sehnlich in meine Hand zurück, dann wollte ich mir noch einmal alles gründlich überlegen. . . .

Am Mittag vor Schulbeginn, als schon fast alle Kinder da waren, rief mich der Lehrer zu sich an das Pult. Kam nun das Schreckliche doch? . . .

„Sieh mich doch an!" Der gütige Ton, mit dem der Lehrer das sagte, ermutigte mich ein wenig. Ich strengte mich auf's äußerste an, meine Armensündermiene los zu werden, hatte aber das Gefühl, es wolle mir das nur halb gelingen. Denn ich erwartete gar nichts anderes als ein Strafgericht wegen der Farbenschachtel.

„Du hättest Lust, in die Sekundarschule zu gehen, Gideon? Ist's nicht so?"

Ich bejahte unsicher. Die Tränen wollten mir in die Augen kommen.

„Gut, so will ich mit dem Herrn Pfleger reden. Vielleicht geht's, vielleicht nicht. Die Hauptsache ist: brav lernen."

Nach diesen vielsagenden Worten entließ mich der Lehrer mit einer leichten Handbewegung. Ich taumelte an meinen Platz zurück, ohne ein Auge zu erheben.

Da rief er mich noch einmal zu sich.

„Ich habe noch etwas vergessen. Die Frau Gemeinderat Kinsperger hat sich über dich beklagt, du habest dem Hans dort seine Farbenschachtel stehlen wollen. Ich will's nicht hoffen."

„Das ist ein Lug!" beteuerte ich schnell. „Der Hans hat sie mir ja geliehen, ich muß sie ihm wieder zurückgeben." Ich wunderte mich selber, wo ich den Trotz hernahm. Aber dort drüben in der vierten Bank saß ja Margritte, ich wußte, daß ihre hellen braunen Augen jetzt auf mich gerichtet waren, fragend, staunend: ist das möglich — ein Schelm wärest du? Und nun hatte ich das Gefühl, sie komme näher und näher und sitze jetzt dicht hinter mir...

Der Lehrer schaute sich nach Hans um. „Was sagst du dazu, Kinsperger? Hat nun die Mutter recht oder der Gideon?"

Hans besann sich ein wenig. Mir erschien dieser Augenblick schrecklich lange. Wenn ich so da-

stehen müßte wie Schors Schwengeler, dann, — dann konnte ich nachher nicht mehr leben. Dieser Gedanke stand klar und fest vor meiner Seele.

Da erklärte Hans unsicher: ja, es sei so, die Mutter habe es nur gemeint, er habe mir die Schachtel geliehen und ich müsse sie ihm wieder zurückgeben.

„Desto besser," sagte der Lehrer. „Du kannst jetzt an deinen Platz."

Ich sah Hans mit einem heißen Blick an. „Das will ich dir nie vergessen!" klang es in meinem Herzen. —

Was hätte ich jetzt darum gegeben, wenn ich die zwei Buchstaben aus Margrittens Buch hätte zurücknehmen können! Ja, während der Pause wollte ich das ganz gewiß tun — wenn's dann nicht zu spät war!

Als ich nach einer Weile einen unsicheren Blick zu Margritte hinübergleiten ließ, gewahrte ich mit Schrecken, wie Mina Stürler, in ihrem Schulbuch blätternd, ein fein ausgezacktes Buchzeichen in die Hände bekam, das sie mit freudiger Bewunderung von allen Seiten betrachtete. Jetzt ließ sich auch Margritte das kleine Kunstwerk zeigen, das sich in ihren zierlichen Fingern allerliebst ausnahm. Sie schaute wie fragend auf mich, ich mußte ihrem Blicke ausweichen. So — der malst du Buchstaben? . . . .

Das Bildchen ging nun bei den Mädchen der Klasse von Hand zu Hand, bis der Lehrer auf die Störung aufmerksam wurde. Es gab ein strenges Verhör, das damit endete, daß Mina Stürler mit unsicherer Stimme gestand, es habe ihr jemand das Blättchen hinterrücks ins Buch gelegt. Dabei ließ sie einen verlorenen Blick zu mir herübergleiten.

Der Lehrer betrachtete meine Arbeit übelwollend. „Natürlich, das ist wieder etwas vom Maler! Hast du die Farbenschachtel deshalb entlehnen müssen? Besser wäre, du ließest derlei Firlefanz für immer bleiben und würdest dafür die Zeichnungen, die ich dir aufgebe, besser machen. Ganz abgesehen von dem sträflichen Unfug" — und nun hatte er sich schon in Hitze geredet — „von dem sträflichen Unfug, den ich ein für allemal nicht leiden will in meiner Schule! Merk' dir das! Das ist der Anfang vom Ende, wenn solche Schlingel schon in diesem Alter zu liebeln anfangen!"

Damit warf er das Blättchen zu seinen Sachen auf den Tisch. „Du bleibst dann nach der Schule da," sagte er streng, doch immerhin etwas ruhiger. Ich will einmal mit dir allein exerzieren."

Ja — nur allein, nur allein! dachte ich. Dann fürcht' ich mich vor gar nichts. Da konnte er über mich herfahren nach Belieben. Wenn's nur niemand sah, niemand hörte! . . .

In diesem Augenblick hatte ich das Gefühl,

Hans sei hinter mir aufgestanden, ich wagte es aber nicht, zurückzublicken und mich zu überzeugen. Da platzte er auch schon in die Stille heraus, böse und eifrig: „Herr Lehrer, er hat mir die Malschachtel doch stehlen wollen!“

Der Lehrer biß sich auf die Lippen, bald auf mich, bald auf Hans blickend.

„Warum hast du denn vorhin das Gegenteil behauptet?“ herrschte er ihn an.

Hans wurde unsicher. „Ich — ich — — er hat mich verbarmt . . .“

„So, so! Verbarmt hat er dich! Und deshalb lügst du deinen Lehrer an? Vor der ganzen Schule! Wart, das müssen deine Eltern wissen!“

Nun war er mit ihm fertig und wandte sich an mich, indem er dicht vor mich hintrat. „Ja, oder nein — hast du die Farbenschachtel stehlen wollen?“

Ich merkte aus dem Ton seiner Stimme, daß er das schon bestimmt glaubte und daß er fast nicht mehr imstande war, sich zu beherrschen. Vor etwa drei Wochen hatte er den Johann Behr, der in Ilgenwirts Garten ein eingelegtes Rosenstämmchen durchschnitten haben sollte, just auf diese Weise gefragt. Sobald das Bekenntnis heraus war, hatte er den entsetzlich Heulenden am Hosenband aus der Bank und übers Knie gezogen, und den Meerrohrstock wie toll auf den gespannten Höslein tanzen

lassen, solange, bis die Frau Lehrer, von dem Geschrei erschreckt, heraufgekommen und ihn zur Besinnung gebracht hatte. Johann Behr hatte zwar nachher laut geprahlt, er habe gar nicht viel gespürt, er habe nur gebrüllt, um den Lehrer zu ärgern. Denn dieser schämte sich jedesmal, wenn die Frau heraufkommen mußte.

Aber in meinen Augen hatte diese Art von Züchtigung etwas Furchtbares. Nicht wegen der Schmerzen, die kamen nicht in Betracht. Nur wegen der Schande. Mir schien, so etwas könne niemand, der es mit angesehen, mehr vergessen. Ich dachte auch später noch, wenn mir Johann Behr begegnete, fast immer zuerst an jene klägliche Szene; und wenn ich ihn etwa in der Ilge mit dem Lehrer jassen sah, mußte ich mich jedesmal fragen: jassen kannst du mit ihm?

Ich weiß noch genau, was mir damals durch den Kopf ging, als der Lehrer, ohne die Antwort von mir abzuwarten, nach dem Stocke langte und mir einen Streich über Schulter und Rücken gab, den ich ohne zu zucken hinnahm. „Nur diesen Streich! Ich lasse mich nicht aus der Bank ziehen!"

Er holte wieder aus, der Stock schwebte über mir in der Luft.

„Ja oder nein!"

Ich preßte die Lippen aufeinander und saß steif wie gefroren. Reden konnte ich nicht.

Da streckte er die Hand nach mir aus, er wollte sich über mich beugen, um mein Kleid zu fassen. Sein zornrotes Gesicht war ganz nahe an dem meinigen.

Jetzt geschah das Unerhörte: ich wehrte mich mit geballten Fäusten. Ich schlug nach seinem Kopfe.

Er prallte leicht zurück, um mich aber sofort wie ein Rasender anzufallen. Aber mit schnellem Ruck entwand ich mich dem Griff seiner Hände, glitt unter der Bank durch an ihm vorbei und gewann die Türe, bei der ich, vorläufig in Sicherheit, in feindseliger Haltung stehen blieb.

Es war totenstill in der Schule. Der Lehrer stand sprachlos und sah bald auf mich, bald über die andern Schüler hin, als wollte er fragen: Habt ihr's gesehen? Hat es jemand gesehen?

Endlich fand er die Sprache wieder. „So, du Saubub! Du Bettelbub! Du machst mir solche Sottisen? — Sofort gehst an deinen Platz!"

„Wenn ich will!" sagte ich verbissen. Es kam ein wohllüstiger Trotz über mich. Was lag daran, ob nun alles drunter und drüber ging? Aus der rechten Bahn war ich nun doch heraus. Für immer, das schien mir so klar in diesem Augenblick, daß ich über die Knaben und Mädchen vor mir hinwegsehen konnte als über fremde, mir feindlich gesinnte Menschen, mit denen ich nun nichts mehr gemein hatte.

Der Lehrer schien sich einen Augenblick besinnen zu müssen. Plötzlich herrschte er mich in abfertigendem Tone an: „Geh hinaus, verdorbener Mensch! Und komm mir nicht mehr unter die Augen! — Natürlich," fügte er verächtlich bei, mehr gegen die andern Schüler gewendet, „natürlich, der schlägt nicht aus der Art. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm."

Der Schimpf, der in diesen letzten Worten lag, kam mir sogleich in seiner ganzen Bitterkeit zum Bewußtsein. Wer gab ihm ein Recht, meinen Vater in mir zu schmähen? Hatte nicht der Kirchenpfleger Straßer einmal auf dem Friedhofe zu mir gesagt: „Bub, du mußt nicht braver werden, als dein Vater war. Bloß den Spitzbuben weniger trauen."

Es kam eine dumpfe Wut über mich. Ja — es mußte heraus, das häßliche Wort! Ich mußte es meinem Feind an den Kopf werfen:

„Ihr habt die Ilgenwirtin auch in die Wange gekniffen!"

Der Lehrer stand eine Weile sprachlos, bleich wie eine Wachsfigur. Plötzlich schoß er mit der Wut eines Rasenden auf mich los. Ich glaube, es hätte auch für ihn kein gutes Ende genommen, wenn er mich jetzt in seine Gewalt bekommen hätte.

Die Flucht nach Egypten.

Wie ich damals die Treppe hinab über den Schulplatz und ins Unterdorf gekommen bin, weiß ich nicht. Erst beim Steinernen Platz wagte ich mich umzusehen. Die Straße hinter mir war leer. Stamms Knecht Andrees spaltete Klafterholz nicht weit von dem Brunnen, bei dem ich gestern Nacht auf Margritte gewartet hatte. Er rief mir nach, ob's brenne, oder ob dem Schneider Wui eine Geiß am Verrecken sei?

Da besann ich mich auf meine Umgebung und fing an, langsamer zu gehen. Die Häuser zu beiden Seiten der Straße schienen alle schon zu wissen, was ich angestellt hatte; sie standen schweigend und böse da. Kirchenpfleger Straßers Wagenschopf hatte sich sogar, wie es mir vorkam, ein wenig gegen die Gasse hinaus vorgeschoben; ich hätte mich nicht verwundert, wenn er plötzlich zu reden angefangen hätte: „Was willst du noch da auf der Straße, wo nur rechte, ordentliche Menschen gehen? Du hast ja nicht einmal eine Kappe an!" Unwillkürlich fuhr ich mit der Hand nach dem Kopfe, — richtig, nun hing meine braune Wollmütze noch am dritten Nagel vor dem Schuleingang!

Beim Häuschen des Schneiders Enz angekommen, schlüpfte ich in den niedrigen Holzschopf hinein. Auf dem Scheitstock sitzend überlegte ich

lange, was jetzt anzufangen sei. Immer schwerer fiel die Last des Geschehenen auf mein Herz. Mein ganzes Leben hatte einen Stoß bekommen. Mein Malertraum kam mir in diesem Augenblick als eine ganz lächerliche Sache vor. Die kunstvoll aufgeschichtete Scheiterbeige neben mir, an der ich nun mehr als einen Monat gebaut hatte, und die noch gestern mein Stolz und meine Freude gewesen war, sah mich hilflos an und konnte mir nicht raten. „Warum machst du so dumme Sachen?" sagte sie. „Warum stiehlst du Malschachteln und warum bist du unredlich an deinen Kameraden? Und hat dir der Lehrer nicht die Geschichte vom Schatzkästlein und die sechs Franz Hofmann-Bücher zum Lesen gegeben?"

„Jetzt ist's halt so!" gab ich ganz laut und trocken zur Antwort.

Darauf fing ich an, die abenteuerlichsten Pläne auszuspinnen, in welchen des Schneiders alte Pistole keine geringe Rolle spielte. Zuerst baute ich mir eine Hütte aus Moos und Ästen im dunkelsten, verlorensten Winkel des Tobelwaldes. Da ich mich auch da nicht genügend geschützt und geborgen fühlte, mußte sich in dem verfallenen Gemäuer der Limperg-Ruine irgend ein unterirdisches Gewölbe finden. Warum denn auch nicht? Jede Burgruine, von der ich in den Franz Hofmann-Büchern gelesen, besaß ihren geheimen Gang, ihren verborgenen Schlupf-

winkel, der dazu meistens als Schatzkammer gedient hatte. Es galt einfach einen von Gebüsch überwucherten Stein auf die Seite zu wälzen. Eigentlich war es zum Lachen, daß ich nicht schon früher auf diesen Gedanken gekommen war, hatte doch der alte Wagner Jochem, dem die große, magere Känzeliwiese samt der Ruine und dem daran stoßenden Föhrenwäldchen gehörte, schon oft gesagt, er würde diese zwei Jucharten Fötzellandes nicht gegen Gemeinderat Kinspergers Nächstacker vertauschen, der doch an Keßlers Gant runde dreitausend Franken gegolten und der jetzt nicht um viertausend feil wäre; denn im Limperg lägen noch Sachen verborgen, die heutzutage kein Goldschmied mehr machen könne.

Zuviel versprach ich mir von der Schatzkammer freilich nicht. Aber ein warmer, sicherer Unterschlupf war mir auf dem Limperg gewiß. Nur ein Bedenken machte sich bemerkbar: der Ort war auch gar zu wenig abgelegen. Aus einer noch halb erhaltenen Fensterluke hatten wir oft beim Räuberspiel nach Trüb, Nehrbach und Mettmen hinab Ausguck gehalten; und die Straße von Trüb nach Steig herauf führt sogar, nachdem sie die Limperghöhe mit mancher schlauen Windung erstiegen hat, gemächlich mitten über die Känzeliwiese hin.

Ich wußte, daß Frau Rike an diesem Nachmittag drüben bei Äschbachers waschen half. So machte ich mich gemächlich ins Haus und in meine

Kammer hinauf, wo ich mich ohne Hast anders anzog. Alles, was ich tat, geschah unter einem gewissen traumhaften Zwang. Einmal, in dem Augenblick, als ich drunten in der Stubenkammer stand und, mich über das Bett hinbeugend, nach der Pistole langte, ging mir blitzartig der Gedanke durch den Kopf: Wenn sie dich dann irgendwo tot finden würden? . . . Da fiel mir etwas ein und ich sagte ganz laut zu mir selber: „Nein!" Der Pfleger Stocker hatte einmal im vergangenen Herbst, als ich im Tobelwalde spät abends mit einer Bürde Leseholz an ihm vorbei mußte, zu mir gesagt: „Verlier nur den Weg, Überzahn!"

Mit leidlich gutem Mut machte ich mich über Wagners Baumgarten und über die hartgefrorenen Wiesen hinweg nach dem Känzelifußweg hinaus. Aber kaum daß die letzten Häuser um Rufweite hinter mir lagen, kam es wie eine Lähmung über mich, die Füße wollten mir am Boden festkleben. Wo wollte ich denn hin? Das Lächerliche meiner romantischen Pläne von vorhin kam mir voll zum Bewußtsein. Hatte nicht der Wagner Jochem schon hundertmal mit der schweren Kreuzhaue und mit dem Hebeisen im Gemäuer des Limpergs gewühlt und gestochert und dabei nirgends die kleinste Ritze oder Lücke aufgedeckt?

Langsam schritt ich den sanftansteigenden Wiesenpfad hinan; zögernd bog ich in die Straße ein.

Nun — am Ende konnte ich es ja auch anderswie versuchen. Um halb drei Uhr war ich schon in Trüb, wenn ich mich etwas beeilte. Es war mir ein Leichtes, vor Nacht bis Nehrbach, ja bis über Mettmen hinaufzukommen. Sollten sich denn nicht irgendwo zwei gute alte Leutchen finden, die mich an Kindesstatt annahmen, wie den Sebaldus Engelhart in der Geschichte vom Schatzkästlein?

Auf dem Känzeli blies ein scharfer Wind, er schien unmittelbar von den fernen Schneegebirgen herüberzukommen, die mit ihren Spitzen über den dunkelbewaldeten Trüberberg kalt hereinragten. Die Dörfer in der Talsohle lagen in winterlicher Unfreundlichkeit da. Über die Dächer der neuen winzigen Arbeiterhäuschen wälzten sich dicke, schwarzgraue Rauchwolken hin, die einem der hohen Fabrikkamine in scheinbar immer schwereren Massen entquollen. Ein Eisenbahnzug keuchte talauf, langsam, wie eine riesige braune Schnecke, die den ausgestoßenen Atem als ein häßliches Anhängsel mit sich schleppt. Jetzt hielt er beim Nehrbacher Güterschuppen still, um einen andern Wagenzug, der auf glattem Geleise hochmütig und mühelos abwärts rollte, mit bösem Zischen an sich vorbei zu lassen.

Wo stand nun wohl das zwischen Bäumen versteckte Haus, wo waren die zwei alten Leute Friedbert und Regina daheim, die den Sebaldus Engelhart aufnehmen würden? ... Mit liebloser

Härte fiel mir eine Erkenntnis aufs Herz: das Leben trägt ein ganz anderes Antlitz als das, womit es uns aus schönen Büchern ansieht.

Es fröstelte mich. Ich wandte mich seitwärts nach der Ruine hinüber und freute mich, in dem Gemäuer einigen Schutz vor dem rauhen Winde zu finden. In der schwachen Hoffnung, es könnte vielleicht doch irgendein Wunder geschehen, wälzte ich da und dort einen Stein von seiner Stelle, fand es aber ganz selbstverständlich, daß nichts dabei herauskam.

Da bemerkte ich auf einem der noch stehenden Mauerreste einen mit Rotkreide gezogenen Kreis mit einem kleinen Brettstück als „Zweck" in der Mitte. Wir hatten uns im vergangenen Sommer einmal da oben im Armbrustschießen geübt.

Ob ich den „Zweck" mit meiner Pistole auch treffen würde? Diese Frage drängte vorläufig alle andern in den Hintergrund. Sogleich nahm ich die Waffe, die ich inzwischen fast vergessen hatte, aus ihrem Gewahrsam und versicherte mich, daß sie geladen und mit einem Zündhütchen versehen war. Ich zielte lange, wie ich das bei Gustav Stamm gesehen, der als Guide einen Ordonnanzrevolver besaß und oft für sich allein im Tobelholz Schießübungen machte. Nachdem der Schuß verhallt war, stellte ich mit Genugtuung fest, daß der „Zweck" einige Schrotritzen aufwies.

Mein Selbstbewußtsein war durch diesen Treffschuß bedeutend gestiegen. Ich fand, es sei eigentlich nicht unbedingt notwendig, daß ich mich wegen eines einzigen kleinen Fehlers vor dem Lehrer und vor dem ganzen Dorf verkriechen müsse; besonders, da ich wirklicher Bürger von Steig war, während der Lehrer und sogar Hans Kinspergers Vater tatsächlich zu den Hintersäßen gehörten, die, wie der Schneider Enz oft betonte, froh sein mußten, daß man sie in der Gemeinde litt. Bei diesen Erwägungen dachte ich unbewußt an den warmen Ofen daheim in Enzens Stübchen; an den grünen Kachelofen, auf dessen breitem Rücken man sich mit so wunderbarem Behagen strecken und wärmen konnte. Und um fünf Uhr stand die dampfende Zinnkanne mit dem Milchkaffee auf dem Tisch, daneben die gelbe, weißgetüpfelte Platte mit gerösteten Kartoffeln! Das Wasser lief mir ordentlich im Munde zusammen. So gründlich satt bin ich in jener Zeit nie gewesen, daß mich nicht der Gedanke an etwas Eßbares in irgendeinem Entschluß hätte wankend machen können.

Ich stocherte noch ein wenig mit den Schuhspitzen im Gestein herum, schlenderte dann ins nahe Föhrengehölz hinüber, und überzeugte mich, daß der Wind das Eichhornnest, das wir im Herbst entdeckt, noch nicht heruntergerüttelt hatte. Es überkam mich eine starke Neugier, ob ich vielleicht das Eichhorn

jetzt schlafend in der Reisigballe antreffen würde. Kurzerhand kletterte ich am Stamm der mäßig hohen Föhre empor, erreichte das Nest nicht ohne Mühe, fand aber nichts darin und warf es ärgerlich vom Baume hinab. Wieder auf dem festen Boden angelangt, bestätigte ich wie etwas selbstverständliches den fertigen Beschluß, ins Haus zur „Wacht" zurückzukehren, natürlich mit dem Umweg über Gehren, um nicht vor beendeter Schulzeit daheim einzutreffen. Den Wäldihof, an den ich auch einen Augenblick gedacht hatte, schlug ich mir ganz aus dem Sinn. Die Base Käther hatte schon lange Zeit nichts von sich hören lassen; ich wußte von meinem Pflegevater, daß sie mit offenen Füßen im Bette lag. Hätte er mir gesagt, daß sie ihm erst gestern acht Franken geschickt und ein Brieflein dazu, er solle mich recht gut halten, dann hätte ich mich trotz meiner Furcht vor dem Götti doch hinauf gewagt.

Ein Abfall und eine zerbrochene Karriere.

Als ich etwa eine Stunde später fest auftretend aber innerlich um so unsicherer durchs Unterdorf schritt, kamen mir nicht weit vom Steinernen Platz Margritte Stamm und Hans Kinsperger entgegen. Margritte ließ die Schultasche nachlässig schlenkern und die beiden unterhielten sich zusammen mit ernsthaften Mienen, wie Erwachsene.

„Ist's gut gegangen in der Geographie?“ fragte ich spöttisch und großartig.

„Ja, du!“ gab Hans feindselig zurück. „Du hast gewiß noch einen Hochmut!“

Margritte rümpfte das Näschen ein wenig: „Du wirst doch mit so einem nicht mehr reden,“ meinte sie schnippisch, ohne sich nach mir umzusehen.

Da faßte ich bei mir selber den Beschluß, mir von jetzt ab aus Margritte Stamm nichts mehr zu machen. Und wenn ihr Vater zehnmal Gemeindepräsident war.

Ich war so glücklich, mich daheim ins Haus schleichen und umkleiden zu können, ohne daß jemand etwas merkte. Auch die Pistole brachte ich an ihren Ort zurück. Zu meiner Verwunderung mußte der Schneider schon zu Hause sein, denn es lag eine kleine zierliche Farbenschachtel auf dem Arbeitstisch, die ich aber nicht zu berühren wagte, weil Frau Rike in der Stube war. Der Jakob habe zum Armenpfleger gehen müssen, berichtete sie unwillig, man werde ihm wieder etwas vom Kostgeld abmarkten.

Ich ging in den Schopf hinaus und fing an Holz zu spalten, wobei die Schläge der Axt mir ganz fremd uud seltsam in den Ohren klangen. Immer mußte ich innehalten und mich mit Selbstvorwürfen quälen. Wenn ich doch einen Tag, einen einzigen

Tag jünger wäre! Wie wollte ich da alles anders machen! . . .

Plötzlich knarrte das Schopftörchen ein wenig. Der Schwengeler-Schors trat zu mir herein. Er trug meine braune Wollmütze in der Hand und stülpte sie mir ohne weiteres über den Kopf. Dann klopfte er mir auf die Achsel, seine Augen leuchteten förmlich: „Du! Das hast du aber prima gemacht! Der Kinsperger hat dich in der Pause verschimpfen wollen, ich hab' ihm aber das Maul zugetan! Und die anderen Knaben sind fast alle auf meiner Seite gewesen. Hinter Grobs Scheuer haben wir uns zusammen verschworen: es läßt sich keiner mehr übers Knie spannen!"

Ich hatte auf den Schors Schwengeler bis jetzt keine großen Stücke gehalten. Sein Vater, der früher in fremden Kriegsdiensten gewesen und jetzt in der Burdi wohnte, war im Dorfe wenig angesehen, er wurde kurzweg Algierschwengel genannt, oder auch Birchenschwengel, weil er eine unheimliche Gewiegtheit im Stehlen von Birkenreisig besaß und schon manchen schönen Baum in der Umgegend kahl geschoren hatte, ohne daß man ihn bis jetzt je einmal bei der Tat hätte erwischen können.

Aber das alles war in diesem Augenblick aus meinem Bewußtsein ausgelöscht. Schors stand als mein bester und treuester Freund vor mir und ich wunderte mich nur, daß ich ihn so lang hatte ver-

kennen können. Ich warf mich ein wenig in die Brust und setzte ihm in überlegenem Ton auseinander, man könne sich doch in diesem Alter nicht mehr wie jeder irbeliebige Hosenbürzel ausschmieren lassen.

Schors pflichtete mir lebhaft bei. Er eröffnete mir des weiteren, er sei eigentlich nicht wegen der Kappe gekommen, sondern wegen etwas ganz anderem: er wolle mir einen „Schmollis“ antragen, das bedeutete bei den Erwachsenen, daß man sich für einander hauen lasse. „Ein Schmollis würde nämlich jetzt besonders gut für uns passen“, fügte er erklärend bei, „weil du von morgen an beim Zeigerhaniß Dienstbube bist und wir uns sozusagen aus dem Kammerfenster guten Tag zurufen können.“

Ich sah ihn verwundert an. „Wer sagt so etwas?“

„Hä, wenn ich's nur weiß. Ich und das Mineli Stürler haben alles schön anhören können, was der Stocker und der Haniß zusammen abgemacht haben. Du wärest sonst nach Ziebelen in die Rettungsanstalt gekommen.“

Sein Gesicht nahm einen pfiffigen Ausdruck an. „Du — wenn du wüßtest, wie sich das Mineli freut! Sie hat zu mir gesagt, sie geniere sich kein bißchen wegen dem Buchzeichen, und der Lehrer habe es ihr einfach gestohlen, es gehöre ihr und sonst niemandem.“

„Geht mich nichts an“, sagte ich nebenhin, sann aber dabei etwas anderem nach. Der Gedanke, daß fremde Leute über mich verfügen konnten, wie über eine Ware, trieb mir die Tränen in die Augen.

Schors wandte sich unwillig von mir ab. „Wenn du flennen willst, dann adiö Partie! Ist dir das Guraschi schon in die Hosen hinuntergefallen? Saggerdinundedi! So einer! Du meinst gewiß, man lebe im Oberdorf nicht! Allweg so gut wie da bei deinem Hungerschneider!“ Damit schlug er das Schopftörchen hinter sich zu und war weg.

Ich setzte mich wieder auf den Scheitstock. Der Kopf war mir so voll, daß ich nichts ordentliches denken konnte.

Jetzt klangen fröhliche Kinderstimmen von der Straße zu mir herein. Behutsam stellte ich mich an eine Wandritze und guckte hinaus. Einige Mädchen belustigten sich mit Ballwerfen. Mina Stürler war auch bei ihnen. Ich mußte sie immer wieder ansehen und dabei an das denken, was Schors vorhin von ihr gesagt hatte. Sie war ziemlich groß für ihr Alter, aber schmächtig und bleich. Beim Spielen wagte sie nicht recht von Herzen mitzutun, in ihrem ganzen Gebahren lag immer gleichsam die Frage: „Darf ich auch da sein?“ Der Blick ihrer Augen war scheu und unsicher, nur hin und wieder blitzte etwas wie verschlagene Überlegenheit darin

auf. Die Unsicherheit kam wohl am meisten von der Schule her. Der Lehrer mochte sie nicht leiden, sie konnte ihm auch selten eine richtige Antwort geben. Und wenn er sie dann anfuhr, wurde sie ganz zerfahren und abwesend und redete die ungereimtesten Dinge her. Er nannte sie einmal „Flatterhex“ und von da an mußte sie den Übernamen hin und wieder hören.

Ich empfand etwas wie Mitleid mit ihr, hatte aber daneben doch einen heimlichen Zorn auf sie, als ob sie eigentlich an allem schuld wäre. Ja, wenn die nur glaubte! ...

Inzwischen hatte sich unversehens Margritte Stamm zu den Spielenden gesellt, und von dem Augenblicke an hatte ich nur noch Augen und Ohren für sie. Mein Groll gegen sie war ganz und gar verflogen.

Die Mädchen vergnügten sich damit, den geworfenen Ball jeweilen in einen der kleinen Fausthandschuhe aufzufangen, die sie an Wollschnüren um den Hals hängen hatten. Margritte war in dieser Kunst besonders gewandt, während die anderen nichts konnten und immer über ihre eigene Ungeschicklichkeit lachen mußten. Sie kam mir so hübsch und lieb vor wie noch gar nie. Ich folgte jeder ihrer Bewegungen mit innerem Wohlbehagen und war glücklich, sie so ganz heimlich und ungestört beobachten zu können.

Plötzlich flog der Ball infolge eines ungeschick-

ten Wurfes durch die vordere Ladenluke zu mir in den Schopf hinein, gerade vor meine Füße. Ich hob ihn auf, es war ein schöner Gummiball mit vier verschiedenfarbigen Feldern, der kaum einem anderen Mädchen als Margritte gehören konnte.

Da stand sie auch schon unter dem halbgeöffneten Schopftörchen und sah das Spielzeug in meinen Händen.

„Der Ball gehört mir“, sagte sie feindlich und kam langsam auf mich zu. Ich ließ sie dicht an mich herankommen und gab den Ball mit halb unbewußtem Zögern frei.

Im Weggehen wandte sich Margritte noch einmal böse nach mir um. „Du hast ihn behalten wollen, ja, laß es nur gelten!“

„Nein!“ schrie ich grell heraus; ich fühlte, daß mir die Tränen wieder in die Augen traten.

Sie blieb halb erschrocken stehen, aber es lag wenig Wohlwollen in dem Blick, mit dem sie mich musterte. Und nun verzog sich ihr Gesicht zu einer schnippischen Grimasse. „Tu nur nicht so, man kennt dich jetzt schon. So einer! ...“

Da war meine Wehleidigkeit plötzlich weg, ich trat einen Schritt vor und streckte die Zunge nach ihr aus, so weit ich konnte.

Kaum war Margritte fort, so stand der Schneider Enz in der Türöffnung. Er machte ein

bitterernstes Gesicht, sagte aber kein Wort. Mit einer harten Handbewegung befahl er mir, ihm in die Stube zu folgen. Dort angekommen blieb er dicht vor mir stehen. Die Lippen immer noch krampfhaft aufeinandergepreßt, hielt er eine stumme Ansprache an mich, während er unausgesetzt mit dem Zeigefinger der rechten Hand nach der neuen Farbenschachtel hinüberwies. Plötzlich schritt er nach dem Tische hin, nahm die Schachtel und schmiß sie mit einer gewissen Feierlichkeit in die Ofenecke.

„Soo. Da hast du deine Karriere! Wui.“

Es kam mir vor, wie wenn er alles, auch das Augenrollen und die schreckliche Miene, lange vorher auswendig gelernt hätte.

Er setzte sich nun aufs warme Ofenbänklein und fing, halb zu sich selber redend, an, über die Armenpflege und besonders über den Zeigerhaniß loszuziehen. „So ein Erdäpfelbauch und Schuldenworger, der nie weiter als vom Miststock bis zum Brunnen gekommen ist und wieder zurück, so einer soll mir im Erziehen über sein! Einen verschrobeneren Ackerhengst und Hofnarren als den gibt es in der gesamten Eidgenossenschaft nicht, ja man kann getrost noch Deutschland und die ganze Mongulei dazu nehmen. So einen Sternenzähler wird er auch aus dir fertig bringen, wui! Gratuliere! Und das Allerschönste an der Geschichte ist noch, daß ich um das Kostgeld für einen ganzen Monat beluxt bin!“

Frau Rike trug den Abendkaffee auf. Der Duft der gerösteten Kartoffeln kam wie eine süße betäubende Wolke mit ihr aus der Küche herein. Mit den Schuhspitzen warf sie die in kläglicher Verachtung auf dem Boden umherliegenden Reste der zerbrochenen Farbenschachtel und die Scherben der zierlichen Maltöpfchen beiseite. Sie sagte nichts, aber es war, als ob sich während eines Wutausbruches die bösen Worte auf ihren Lippen versteinert hätten. Ich bemerkte auch sehr wohl, daß sie nur zwei Kaffeenäpfchen aufstellte.

Die Beiden gingen stillschweigend und mit merkwürdiger Gelassenheit zur Tagesordnung über und fingen zu essen an, als könnten sie sich wirklich nicht erinnern, daß je einmal ein Kostbube neben ihnen gesessen habe.

Während ich ganz verständnislos nach dem leeren Platz am Tisch hinüberschielte, stand plötzlich der Armenpfleger Stocker in der halbgeöffneten Stubentüre. „Gott g'segn's," sagte er in boshaft freundlichem Tone, schoß dann aber unversehens wie ein Drache auf mich los und machte sich nun eine wirkliche Arbeit daraus, mich regelrecht durchzubläuen. Zum Heulen brachte er mich indes nicht, obschon es ziemlich hart zuging. Als er endlich ermüdet innehielt, nahm ich die Gelegenheit wahr, mich seiner erzieherischen Tätigkeit zu entrücken. „Wart noch Lümmel!" keuchte er, „ich muß

dir auch noch dem Lehrer seine Ration geben!" Der Schneider Enz, der mit innigster Gemütsruhe weiter aß, gab so nebenbei der Meinung Ausdruck, daß er sonst diese Methode nicht für die richtige halte. Dieser Ansicht pflichtete auch ich innerlich bei. Ohne Abschied drückte ich mich hinaus und in meine Kammer hinauf, wo ich bis zum Einschlafen reichlich Zeit hatte, über mein Leben, Vergangenes und Zukünftiges, nachzudenken.

Wieder im Oberdorf.

„So, jetzt bist du wieder im Oberdorf, wo du herkommen bist", sagte der Zeigerhaniß zu mir, als ich das erste Mal in seiner niedrigen Stube beim Abendessen saß und ein wenig verschüchtert und in mich gekehrt, aber immerhin mit Erfolg Kaffee und Stockhabermus löffelte. Er sagte es wie zu einem alten Bekannten, und als ich mich jetzt mit einem scheu verhoffenden Blick nach ihm umsah, stellte ich zu meinem Erstaunen fest, daß an seinem Gesicht nicht der Bart das Bemerkenswerteste war, den er gewissermaßen wild wachsen ließ, sondern, daß er überdies zwei merkwürdige Augen besaß, die ganz aus der Tiefe heraufblicken konnten. Ich verstand jetzt halb und halb, warum ihn der Schneider Wui einmal einen Studenten genannt hatte.

Seine Frau Esther, von der ich weiter nichts wußte, als daß sie dem Birchenschwengel einmal aus irgend einem Grund auf der offenen Gasse zwei Maulschellen verabfolgt hatte, eine von der linken Seite und eine von der rechten, ergänzte den von Haniß gesprochenen Satz nach ihrer etwas bestimmteren Weise: „Ja, und wenn's Gottswill' ist, nimmts dich jetzt herum, daß du nicht noch ganz auf die Fehlhalde kommst! Die Freude wirst du hoffentlich dem Stocker nicht machen wollen! Ein für allemal braucht der nicht zu sagen, du seiest an einem verworfenen Tag auf die Welt gekommen! Wenn deine Mutter noch das Leben hätte, die könnte ihm andere Dinge aufdecken! Ja, daß du's also weißt: deiner gestorbenen Mutter haben wir's zu lieb getan, der Haniß und ich, und auch ein wenig der Käther im Wäldi, daß wir mit dem Lehrer und mit dem Herrn Pfarrer geredet haben und daß du jetzt nicht in die Rettungsanstalt mußt. Das wäre gerade der rechte Ort für dich! Wo fast lauter Schlingel sind, da hättest du erst recht den Tefang*) bekommen. So bös wird der Karren denn doch nicht stehen! Du mußt jetzt nur glauben, daß wir es recht meinen mit dir. Mehr sage ich nicht."

„Mit seinem Vater hat man eineweg auch aus-

*) gleichbedeutend mit „Rest".

kommen können," legte der Hanitz noch gelassen ein. Es war mir, wie wenn er mit diesem Wort einen argen Schimpf wieder von meinem Erzeuger genommen hätte. Es kam etwas über mich wie ein bittersüßes Heimatgefühl. Im ganzen Dorfe, ja auf der ganzen Welt konnte ich nirgends so gut aufgehoben sein, als in diesem alten, eingeklemmten Hause und unter der Obhut dieser zwei Menschen. Ich mußte den Ellbogen auf den Tisch hinlegen und mein Gesicht darin verbergen. Eine Weile saß ich so, von unterdrücktem Schluchzen geschüttelt. Da fühlte ich eine Hand auf meinem Scheitel, Frau Esther war hinter meinen Stuhl getreten. „Es ist schon recht. Iß jetzt nur," sagte sie mit ruhiger Freundlichkeit und ging dann leise hinaus.

Ich nahm mich zusammen, trocknete das Gesicht mit dem Ärmel und war bald wieder ruhig. Es fiel mir ein, daß Frieda, die Tochter des Hauses, mir gegenüber saß und ich schämte mich ein wenig meiner Weichheit. Ich wollte mich überzeugen, ob sie auf mich acht gegeben habe. Sogleich kam wieder das verstohlene Lächeln auf ihre Lippen, das sie schon mit an den Tisch gebracht hatte. Was sie mit dem Lächeln meinte, darüber war ich nicht im Zweifel. Ich hatte sie im vergangenen Herbst, als sie bei Mettauers am Torbrunnen im Taglohn war und dem Torbrunner-Noldi eines Abends helfen mußte, einen Wagen unter Dach zu schieben, mit

diesem zusammen im Wagenschopf eingeschlossen, indem ich den äußeren Torriegel vorschob. Dafür hatte sie mich nachher trotz meines Strampelns in den vollen Brunnentrog neben dem Stalleingang gestellt, wobei ich von der Kraft ihrer festen Arme eine große Achtung bekam. Der Schors Schwengeler wollte damals durch das hintere Schopftor beobachtet haben, wie Noldi der Frieda im halbdunkeln Wagenschopf einen Kuß gab, was ich ihm aber nicht glaubte. Nun fing ich an, ernstlich darüber nachzudenken, ob es wohl doch möglich gewesen wäre, daß sich so ein junges, erst wenige Jahre konfirmiertes Mädchen von dem großen Noldi hätte küssen lassen, der mit seinem dichten Schnurrbart schon ganz wie ein Mann aussah und von dem es hieß, daß er der Steffen-Julie ein wenig nachgehe. Wenn Frieda das wußte, war es meiner Meinung nach verwunderlich, daß sie nachher gleichwohl wieder zu Mettauers taglöhnen ging. Ich mußte, während ich noch einmal zu ihr hinüberschielte, immer an den Kuß denken, und ob ihr der Noldi seitdem vielleicht wieder einmal einen gegeben habe. Dabei war ich mir wohl bewußt, daß sich derlei Gedanken für einen Kostbuben gar nicht schickten, jetzt vielleicht am allerwenigsten. Aber ich konnte nichts dafür. Auch dafür nicht, daß ich ganz zu hinterst im Herzen ein kleines Wohlbehagen darüber empfand, jetzt mit so einer

artigen munteren Jungfer im gleichen Hause wohnen zu dürfen.

Nach dem Essen ging's mit Haniß in den warmen Stall hinaus, wo er mir im Schein der viereckigen Laterne seine drei Kühe und zwei Rinder vorstellte, nicht ohne von jedem der Stallbewohner einen kurzen Lebensabriß beizubringen: Namen, Herkommen, Alter, Trächtigkeitsdauer, gute und schlechte Eigenschaften, über alles das gab er umständlich Bericht. Auch das muntere Fleckkalb, das in einem Verschlage zu hinterst im Stallgang stand, hatte schon seine kleine Geschichte. Es sei just an dem Tage zur Welt gekommen, als er, Haniß, den Wegrecht-Prozeß mit dem Steinli-Nöggel nebenan gewonnen, und er habe ihm den Namen Muckerli gegeben, weil Steinli's Advokat so geheißen habe. Das dürfe er wohl, das könne ihm niemand verbieten. Und Steinlis Advokat habe ganz genau gewußt, daß der Nöggel im Unrecht sei. „Von der ersten Woche an habe ich das Kalb jeden Tag einmal auf dem streitigen Hofraum hin- und hergeführt," berichtete Haniß mit einem gewissen Behagen weiter. „So etwas bekommt dem jungen Tierchen gut, während im Gegenteil der Ärger dem Nöggel den Appetit verdirbt. Das Wegrecht über Steinlis Hofreite hat meinem Heimwesen nämlich zu allen und jeden Zeiten zugestanden und wenn ich es auch leicht entbehren könnte: eine alte Gerechtigkeit kann

man sich doch nicht von heute auf morgen abstehlen lassen. Auf's Trölen bin ich etwa gar nicht versessen. Aber der Steinli-Nöggel ist ein Mensch, der sich am liebsten damit zu tun macht, daß er den ganzen Tag und halbe Nächte an ungeraden Sachen herumstudiert. Jedes Jahr pflanzt er in seinem kleinen Vorgärtchen Stangenbohnen, er düngt sie dreifach, damit sie ja recht hoch und üppig werden. Glaubst du, er esse gern Bohnen? Bewahre! Mit Bohnen könnte man ihn vom Tisch vertreiben. Es ist ihm einzig und allein darum zu tun, daß wir den ganzen Sommer durch vom Stubenfenster aus nicht nach der Zeittafel am Kirchturm hinübersehen können. Ja, gib dann nur einmal darauf acht, was der für einen großen Hinterkopf hat! Wenn so ein Mensch nicht Hintergedanken haben muß, dann weiß ich nichts. — Gelt du, Muckerli!" Er tätschelte dem Kalb den Hals und machte ihm darauf mit den Händen das Strohlager zurecht. Das gehe nicht gut anders, belehrte er mich, denn es habe seinem Namensvetter bereits etwas nachgeahmt: es mache gern seine Luftsprünge und schlage oft mit allen Vieren zugleich aus. Ähnlich habe es der Advokat Muckerli beim Reden gemacht; vielleicht eben deshalb, weil er genau wußte, daß der Steinli im Unrecht sei. Item, bei einem Kälbchen sehe man den Mutwillen gern, er sei ein Zeichen von Gesundheit. Bloß daß man da halt nicht mit einer

rostigen Gabel kommen dürfe, da könnte leicht etwas Dummes passieren.

Damit war er indes von dem jüngsten Stallinsassen noch lange nicht fertig. „Zu einem Kalb, wie der Muckerli eines ist, darf man eineweg schon Sorge tragen,“ stellte er gemächlich fest, während er den Kühen und Rindern das im Seitengange bereitstehende Kurzfutter in die Krippe schüttete. Es ist nämlich von der zweitvordersten, dem Schägg. Die kann nicht nur schaffen wie ein Roß, sondern nimmt es auch im Milchgeben mit jeder Prämierten auf.“

Wenn der Zeigerhaniß auf seine zwei selbsterzogenen Kuhrinder zu hinterst im Stalle zu sprechen kam, hob sich seine Stimme jedesmal um einen oder zwei Töne. Solche Ausbünde von gefreuten und in allen Teilen tadellosen Tieren habe er nun allerdings seit zwanzig Jahren nicht mehr im Stalle gehabt. Und dabei so bescheiden im Futter! Das gröbste, verregnete Spätheu fressen die zusammen wie Salat! „Ja — wenn das Zinsen zu Lichtmeß nicht wäre!“ schloß er sein begeistertes Loblied mit bekümmerter Miene. „Da bekäme ich zwei Kapitalkühe! Und verständig sind sie, sage ich dir! Du mußt nur das Auge ansehen! Fast wie Menschen.“

Er wollte mir nun zeigen, wie man mit Striegel und Bürste umzugehen habe und wunderte sich ein wenig darüber, daß mir das Geschäft des Viehputzens bereits ganz gut von der Hand ging; denn

ich hatte in letzter Zeit oft bei Kirchenpfleger Straßer's im Stall geholfen. Da ließ er mich machen und ging hinaus, um Langheu in die Raufe zu stecken. Ich bemerkte wohl, daß er mir verstohlen durch eine Barrenluke zusah. Als er wieder hereinkam, trat er zu mir her und klopfte mir auf die Achsel. „Du, ich glaube, daß wir schon miteinander kutschieren können. Halt weil ich sehe, daß du nicht grob bist mit dem Vieh.“ Ich strich das Lob ein, wandte aber mein Gesicht von ihm ab. Ja — er hätte nur sehen sollen, wie ich einmal in Straßers Stall ein Rind mit Schuhen und Fäusten mißhandelte, weil es mir beim Fliegenabwehren den Schwanzbüschel übers Gesicht geschlagen hatte!

„Man kann das meiste mit Worten machen,“ fuhr Hanitz aufgeräumt zu plaudern fort. „Die Tiere haben ein Augenmaß, sie verstehen oft besser als die Menschen, wie man es mit ihnen meint. Im Anfang natürlich nicht, sie müssen einen zuerst kennen.“ Wenn eine der Kühe mit dem vorgelegten Futter verächtlich umging, indem sie es mit den Hörnern über den Krippenrand warf, setzte es eine scharfe Ansprache ab. „Was ist das, Laubi? Haben wir das Heu darum gemäht und mit saurem Schweiß auf den Stock hinauf gewürgt, damit du es nachher unter die Füße werfen könnest? Glaubst du, ich habe die Wiese gestohlen, hä?“ Auch beim Melken gab es etwa einen kurzen Zwischenfall.

„Hörni, Hörni! Mit dir will ich jetzt dann einmal extra reden! Ich verwarne dich jetzt zum letzten Mal, du weißt ganz genau, was Anstand ist!“

O, wie war mir innerlich wohl und behaglich zumute, als ich mich an diesem Abend in meinem schmalen Gelaß über der Nebenstube einnistete, das freilich mehr einem Verschlag als einer Kammer ähnlich sah. Selbst der Gedanke an die Schule machte mir jetzt nicht mehr viel zu schaffen. Frau Esther hatte ja mit dem Lehrer geredet, da war schon alles in Ordnung! So eine gute und verständige Frau! Mir war immer, sie müsse ein wenig meiner Mutter gleichen ... „So, da bist du jetzt daheim,“ hatte sie zu mir gesagt, als sie mir mein Kämmerchen anwies. „In dem Bett hat der Kasper gelegen, dem Hanifz sein Bruder, der jetzt in Hohenegg Schullehrer ist. Wenn du recht bist, so kannst du es auch zu etwas bringen, es kommt nicht auf das Bett und auf die Kammer an.“

Ja, ja, gewiß! Darauf kam es nicht an. Ich war sehr beherzt und freudigen Mutes.

Es war ein alter eintüriger Kasten da, zu dem ich sogleich ein besonderes Verhältnis fand. Eine trogähnliche Schublade war geheimnisvoll in sein Inneres hineingebaut, und diese Schublade konnte man sogar mittels eines Schlüssels abschließen. Welch herrliche Gelegenheit zur Versorgung meines kleinen heimlichen Besitzstandes! Bei Enz hatte ich un-

endlich viel Ärger und Not ausgestanden, wenn mir Frau Rike immer wieder meine wertvolle Sammlung von aufgespießten Schmetterlingen, von Puppen, Vogeleiern und seltsam geformten Steinen mit verächtlicher, verständnisloser Neugier durchmusterte und das meiste als unnützes Zeug den Hühnern vorlegte oder auf den Kehrichthaufen warf; und wenn der Schneider jedem hergelaufenen Menschen meine Zeichnungen und sogar das kleine aus herausgerissenen Schulheftblättern verfertigte Notizbüchlein vorzeigte, in das ich allerlei mir wichtig vorkommende Begebenheiten in Dorf und Haushalt einzuschreiben pflegte. So hatte mir der alte Wagner-Jochem einmal gehörig die Haare zerzaust, weil er in meinem Büchlein die ursprünglich vom Schuhmacher Napf herrührende Bemerkung lesen konnte, er, Jochem, habe wahrscheinlich ein oder zwei Rädlein zu viel im Kopfe, was auf seine Idee betreffend den Schatz in der Limperg-Ruine zurückzuführen war. Besonders dieses Büchleins wegen schwebte ich beständig in großer Sorge. Manchmal, wenn ich auf dem Estrich oder im Keller ein wirklich gutes Versteck glaubte aufgetrieben zu haben, konnte es vorkommen, daß ich mich nachher selber nicht mehr auf dieses zu besinnen wußte.

So schien mir der Kasten jetzt ein kaum hoch genug zu schätzender Besitz. Mit beschaulicher Sorgfalt brachte ich meine Sachen darin unter. Das

Wertvollste wurde der Schublade anvertraut. Dieses mein persönlichstes Eigentum bestand damals aus sieben Zeichnungen, die ich auch für den Fall, daß es mit der Malerei nichts sein sollte, zur ewigen Aufbewahrung bestimmt hatte; ferner aus dem Notizbuch und aus den geretteten Überresten meiner Sammlung, in der ein eirunder, rötlich gefärbter Stein, der Glücksapfel, am höchsten eingeschätzt war.

Eines schien mir schon damals unerläßlich: jeder Mensch muß sein Nest haben, seinen greifbaren Schlupf, darinnen er gleichsam auch seine heimlichen Gedanken und Träume recht sicher bergen und verstecken kann; sonst gleicht er der Schnecke, die über die Straße kriecht, von jedem Hufschlag, von jedem rollenden Rad beängstigt und erschreckt.

Der Liebhaber gegen den Willen.

In der Schule ging es sogar noch leidlich besser, als ich erwartet hatte. Alles lief im gewöhnlichen Geleise. Der Lehrer tat, als ob er meine Anwesenheit gar nicht bemerkte, wenn es mir auch manchmal vorkam, wie wenn er seine Blicke in einem Bogen über mich hinwegnähme. „Man muß nur nie Angst haben, wenn man etwas angestellt hat," belehrte mich Schors Schwengeler oft auf dem Heimwege. „Die großen Leute vergessen alles bald wieder, halt

weil sie anderes zu studieren haben. Und eine Dummheit wäre es vom Lehrer eineweg gewesen, diesen Brei noch einmal aufzurühren."

Ich hätte mich nicht sehr verwundert, wenn mir Margritte Stamm schon in der ersten Woche ihr Aufsatzheft wieder zum Verbessern herübergeschickt hätte. Aber den Gefallen tat sie mir nun freilich nicht. Ich konnte mich vielmehr bei jeder Gelegenheit überzeugen, daß ich ihr kleines Wohlwollen gründlich verscherzt hatte. Sie war imstande, einen großen Umweg zu machen und nebenaus zu sehen, wenn sie auf der Straße an mir vorbei mußte. Das ärgerte und quälte mich um so tiefer, als ich es leider vorläufig nicht fertig brachte, ihr jemals länger als für ein paar Minuten böse zu sein.

Und nun berichtete mir Schors Schwengeler einmal auf dem Heimweg von der Schule, Margritte habe während der Pause zu ihm gesagt, ihretwegen könne ich meinem Schatz, dem Stürler-Mineli flattieren bis auf tausend, für so einen Buchstabenzettel gäbe sie nicht einmal zwei Rappen.

Es war ja nichts neues, daß man größere Knaben hin und wieder mit einem Schatz neckte. Aber daß ich jetzt mit Mina Stürler zusammen genannt werden sollte, und daß ausgerechnet Margritte diesen Unsinn aufbrachte, das war doch zu viel!

Wegen Mineli selber hätte ich mir ja am Ende nicht so viel aus der Nachrede gemacht. Es

fiel da etwas anderes ins Gewicht: der Spengler Stürler war ohne Frage der am wenigsten geachtete Mann im Dorfe. Nicht zumeist deshalb, weil er sich nicht schämte, mit gesunden Gliedern in der Burdi zu wohnen und sich und die Familie von seiner bienenfleißigen Frau ernähren zu lassen. Nein, was man ihm auf der Steig noch weniger verzeihen konnte, das war seine Gepflogenheit, beinahe alle ihm zur Verfügung stehende Zeit dem Schlaf zu widmen. Er hatte sich während seiner Wanderschaft irgendwo in der innern Schweiz bei einem Spengler eingeheiratet, war aber mit seinen Geschäften nicht weit gekommen und bald an die Armenpflege gelangt. Er behauptete, man habe ihn wegen der Religion schief angesehen und ihm den Verdienst entzogen; doch ließ man ihn bei mancher Gelegenheit merken, daß der Schaden wohl eher an seiner faulen Haut als am reformierten Glauben gelegen habe. Da er sonst zu keinerlei Beschäftigung Lust zeigte, hatte man ihm in Steig den Nachtwächterposten zugehalten, der zwar jährlich kaum mehr als zweihundert Franken eintrug, der ihm aber dafür reichlich Gelegenheit zur Ausübung seines Lieblingsberufes bot. Denn wenn er den Tag wohlberechtigterweise im Bett zubrachte, um sich für den Dienst frisch zu erhalten, schlief er nachts neben der brennenden Laterne auf der Ofenbank. Im Ganzen hatte niemand gegen diese Art von Pflichtausübung

etwas einzuwenden; wenn nur dem Gesetze Genüge geschah. Im Gegenteil: für die seltenen Fälle, daß er doch hie und da einmal im Dorfe herumstrich, hatten sich die meisten Bauern im Unterdorf Hofhunde angeschafft.

Ich war nun wirklich sehr zornig auf Margritte und erklärte gerade heraus, daß ich den ersten, der mir dem Nachtwächter seine vorhalte, braun und blau schlagen werde.

Eines Abends beim Zunachten, als ich in der Scheune mit dem Heublumensieb hantierte, wie mir der Zeigerhaniß das vorgezeigt hatte, stand unversehens Mina Stürler neben mir und hielt mir die halbe Schürze voll der prächtigsten gelben Gartenbirnen hin.

„Da, nimm so viel du willst," flüsterte sie in vertraulich-zutunlichem Tone. „Weißt du, die Buchstaben haben mich halt doch gefreut! Wenn ich wieder welche hätte, bekäme sie kein Mensch zu sehen, gewiß nicht! . . ."

„Behalte du dein Obst für dich!" wollte ich ihr grob entgegnen. Aber die Birnen dufteten so herrlich, daß mir der Mund darnach wässerte. Birnen um diese Jahreszeit! Ich hatte schon mehr als einen Monat keine mehr gesehen.

Nun hielt ich schon eine der großen gelben Früchte in der Hand und drückte mit dem Daumen

kleine Vertiefungen in das butterweiche Fleisch. „Die sind aber schön,“ sagte ich.

„Und gut!“ ergänzte Mineli schnell. „Da! Probier einmal!“ Sie hielt mir eine an den Mund, ich biß hinein — ei, wie süß und saftig!

Nun legte ich mein Sieb hin und füllte Säcke und Taschen, ich hörte nicht auf mit Einstecken, bis die letzte Birne aus ihrer Schürze verschwunden war und sie diese niederfallen lassen konnte.

„So — nun danke ich aber.“ Meine Lippen brachten diese Worte widerwillig heraus, aber gesagt mußten sie wohl doch sein.

„O wir haben noch eine halbe Zeine voll daheim im Keller,“ flüsterte sie. „Darf ich dir wieder einmal welche bringen?“

Die Birnen schmeckten wirklich wunderbar. „Warum denn nicht, wenn du magst? Ich bin jeden Abend um diese Zeit in der Scheune.“

„Also, gute Nacht!“

Sie war weg. Und ich aß Birnen, eine nach der andern und würgte schwere Selbstvorwürfe mit hinunter. Einfach, ich hätte die Birnen nicht annehmen sollen! Wenn das Margritte wüßte! Eh — — wer wird ihr denn so etwas sagen? Und die Birnen sind nun einmal zum Essen da! Was konnte ich dafür, wenn mir jemand eine Schürze voll anbot? Ich hatte ja gar nicht darum gebettelt!

Von nun an bekam ich jeden Abend eine kleine

Anzahl der herrlichen Früchte geschenkt. Ich brachte es je länger je weniger fertig, sie zurückzuweisen, ja ich betrachtete es als etwas Selbstverständliches, daß mir Mina nach und nach den ganzen Vorrat herüberbrachte. Wenn sie nicht gleich zur gewohnten Zeit da war, trat ich alle Augenblicke unters Scheunentörchen, um nach ihr auszuschauen.

„So — das sind nun die letzten," sagte sie eines Abends betrübt. „Jetzt mußt du halt schon warten, bis wieder andere gewachsen sind."

Ich steckte die Birnen in die Tasche. „Macht nichts; sie wären nun doch bald schadhaft geworden."

Da redete sie tapfer und unvermittelt auf mich ein: „Du, Gideon, würdest du mir nicht die zwei Buchstaben noch einmal machen? . . ."

Ich erschrak ein wenig. Nein, daraus konnte nie etwas werden, das war klar und abgemacht, schon bevor sie mit Reden fertig war.

„Wo denkst du hin!" sagte ich fast entrüstet. „Hast du denn nicht selber gehört, wie der Lehrer geschimpft hat?"

„Der würde es nie erfahren!" Sie war sehr hartnäckig. „Kein Mensch würde es erfahren!" Der seltsame Schimmer von Verschlagenheit kam für eine Sekunde lang in ihre Augen.

„Ich will aber jetzt keine Buchstaben mehr machen. Fertig!" sagte ich unfreundlich. „Weil ich

ja doch keinen Maler geben kann," setzte ich etwas begütigend hinzu.

Ich kam mir recht grob und undankbar vor. Die Birnen waren ja nun alle. Und wenn Mina, wie ich fest überzeugt war, nicht eine einzige davon gegessen hatte, so war das ihre Sache . . .

Da bemerkte ich, daß sie Tränen in den Augen hatte. Sie tat mir leid. Um sie doch für heute ein wenig zu trösten, sagte ich herablassend, indem ich großartig mit den Achseln zuckte: „Wir wollen dann sehen. Während der Alltagsschule wag' ich's nicht. Aber später geht's den Lehrer dann nicht mehr viel an."

„Wenn's nur bis zum Sommer sein könnte!" sagte Mina schnell. Sie trat dicht zu mir heran und flüsterte mir ins Ohr: „Weißt, wir ziehen wahrscheinlich nach dem Heuet von hier fort. Dann hätte ich doch ein Andenken."

Ich tat ein wenig verwundert. „Ihr — fortziehen? Warum nicht gar!"

„Ganz gewiß! Der Vater hat im Sinn, eine Spenglerei zu kaufen."

„Das hat er aber doch immer im Sinn gehabt." Meine Worte hatten einen spöttischen Beigeschmack.

„Jetzt ist's ganz sicher!" behauptete sie unbeirrt. „Er hat sogar schon etwas gekauft! Im Schaffhauserbiet. Er muß nur noch einen Bürgen haben. Weißt, die Luise bringt jetzt schon schöne Zahltage

heim und es geht nicht lang, so kann ich auch etwas verdienen. Da wird es schon gehen, sagt die Mutter."

„Gut. Also. Dann kann man ja sehen."

„Aber Niemanden etwas sagen, gelt?"

„Fällt mir doch nicht ein."

Sie war kaum recht weg, als Schors Schwengeler zu mir in die Scheune trat. „Hast du Damenbesuch gehabt?" fragte er pfiffig.

In meiner kleinen Verlegenheit wußte ich nichts Gescheiteres zu tun, als ihm eine meiner Birnen hinzuhalten. „Probier' einmal! Derlei Sachen darf man doch nicht abschlagen."

Er nahm die Frucht und zwinkerte schlau mit den Augen. „Du kriegst Birnen und der Adam hat einen Apfel bekommen."

Ich verstand nicht, was er damit meinte. „Das hat doch nichts mit dem Adam zu tun."

Er lachte überlegen und zwinkerte mit den Augen. „Meinst du, ich sei noch ein ABC-Joggel? Meinst du, ich habe das Mineli nur dieses einzige Mal aus der Scheune kommen sehen?"

„Hä — wenn sie mir gern Birnen bringt, so kann das andern Leuten gleichgültig sein."

Er änderte seinen Ton. „Hast du noch mehr welche?" fragte er.

Ich gab ihm die zwei, die ich noch besaß. „Das sind die letzten. Halt die allerletzten, leider!"

Er biß eine an und kostete mit Kennermiene,

indem er nach der Garbendiele hinaufsah. „Das sind späte Schmalzbirnen,“ stellte er bestimmt fest. „Solche wachsen nirgends, als in Präsident Stamms Garten.“ Er machte wieder ein pfiffiges Gesicht.

„Die Hauptsache ist, daß sie gut sind,“ warf ich etwas verlegen ein.

„Zweimal gestohlen ist besser als gekauft,“ lachte er. „Das nächste Mal kann ich aber die Schmalzbirnen dann auch finden, wenn ich schon nicht Nachtwächter bin.“ Er klopfte mir auf die Schulter. „Und wenn ich jetzt sagen würde, daß etwas mit dir und dem Mineli los sei, so würdest du mich nicht braun und blau schlagen, hä?“

„Ei, so glaub doch, was du magst!“ Damit wandte ich mich ungehalten von ihm weg und ging nach dem Schopf hinüber.

Am Morgen auf dem Schulweg wußte Schors zu berichten, daß es nebenan bei Stürlers eine große Schlacht wegen den Birnen abgesetzt habe. Der Stürler habe diese natürlich alle selber fressen wollen. Er habe das Mineli fest verzaust, obschon es ums Teufels nichts habe gelten lassen.

Es entging mir in der Schule nicht, daß Mina ein verweintes Gesicht hatte. Doch versuchte sie zu lächeln, als sich unsere Blicke begegneten. In diesem Augenblick empfand ich zum ersten Male etwas wie leise Zuneigung zu ihr, ihre Nachbarin kam mir neben ihr ein wenig stolz vor. Wäh-

rend der Pause bemerkte ich, wie Schors sich mit Margritte unterhielt. Nach der Schule sagte diese boshaft zu mir: „Gideon, sind die Schmalzbirnen gut?“

„Geht mich nichts an!“ gab ich grob zurück.

Gleich nachher konnte ich hören, wie der Stocker-Jaköbli sich aus irgend einem mir nicht bekannten Grund mit Mina Stürler zankte und dem Mädchen den Übernamen „Flatterhex“ nachrief. Da lief ich ohne weiteres hin und hieb dem Jaköbli eine saftige Ohrfeige herunter.

Von da an gab es fast jeden Tag Neckereien wegen Mina. Schors Schwengeler riet mir, einfach zu tun, als ob ich nichts höre, dann verleide es den andern von selbst, und ich befolgte seinen Rat, so gut es ging. Ihr selber ging ich zwar gelegentlich aus dem Wege, brachte es aber doch nicht über mich, unfreundlich gegen sie zu sein. Ich hatte auch gar nichts dagegen, daß sie manchmal abends herüberkam und mir beim Einstampfen der Runkelrüben half. Denn das Stampfmesser war ziemlich schwer und die Arbeit etwas eintönig. Mina setzte es immer durch, daß wir die schönen gelben und roten Rüben im Stampfkasten in eine Reihe legten und eine nach der anderen zuerst „töteten“, das heißt mit besonders wuchtigen Streichen des S-förmigen Messers in mehrere Teile spalteten. „So müssen doch die letzten nicht zuschauen und

Angst ausstehen, während man die andern zu Kurzfutter zermalmt," belehrte sie mich; und wenn ich auch von oben herab behauptete, daß das ein Unsinn sei, indem ja die Runkelrüben weder Augen hätten, noch irgend etwas von sich selber wüßten, ließ ich sie doch gern in ihrem Eigensinn gewähren. Denn wenn ich ihr den Willen nicht tat, setzte sie den Steckkopf auf und half nicht weiter mit.

Einmal, während unsere Hände in schöner Eintracht dicht aneinander geschmiegt den klebrigen Stiel des Stampfmessers führten, gab sie mir einen seltsamen, ganz vertraulichen Blick, der aus einem kleinen Lächeln herauskam. Wir hielten unwillkürlich mit der Arbeit inne, sie schlug die Augen nieder. „Jetzt hast du es mir aber angesehen ...." sagte sie leise und wurde ein wenig rot.

„Hä — was denn?"

„Du weißt es schon."

„Nein, ich weiß es nicht."

„Komm, schaffen wir wieder!"

Das Messer klapperte seinen einförmigen Takt. Sie blickte nebenaus und schien über etwas nachzudenken. „Warum hast du mir denn die Buchstaben verehrt?" fragte sie jetzt, ohne mich anzusehen.

„Ach —, so sag doch nie mehr etwas von dem! Das war so ein dummer Jux von mir!" log und schimpfte ich mich aus meiner Verlegenheit heraus.

Sie biß sich ein wenig auf die Lippen, machte

dann ein gleichgültiges Gesicht und schaffte scheinbar gelassen weiter. Plötzlich lösten sich ihre Hände vom Geräte los, sie wandte sich ab und lief ohne ein Wort zu sagen hinweg. Immer wieder mußte ich an ihren sonderbaren, sehr lieben Blick denken. Ich hatte das Gefühl, ihr Unrecht getan zu haben und nahm mir vor, in Zukunft etwas freundlicher zu sein.

Der Güterbub.

Während der nächsten Wochen konnte ich mich ohne Mühe überzeugen, daß mein stark gesunkenes Ansehen bei den Mitschülern nicht so leicht wieder in die Höhe zu bringen war, besonders da der Lehrer mich sozusagen als erledigt betrachtete und mich beim Fragenstellen beharrlich überging. Sogar Mina Stürler schien sich plötzlich nichts mehr aus mir zu machen, sie ließ sich nicht ein einziges Mal mehr herbei, mir beim Rübenstampfen behilflich zu sein.

Daneben hatte ich reichlich Gelegenheit, mich darüber zu ärgern, daß Margritte Stamm jetzt ohne weiteres als Kinspergers Schatz galt, und daß sie Anspielungen hierauf nicht einmal übel zu nehmen schien. Zwar schrieb ich in mein Notizbüchlein, ich möge dem Kinsperger so ein Stolze und Hoffärtige von Herzen gönnen, sie sei ja nicht

einmal besonders hübsch. Denn dieses hatte ich mir in der letzten Zeit krampfhaft einzureden versucht, allerdings nicht mit dem gewünschten Erfolg.

Unbewußt zog ich mich nach und nach doch ein wenig auf mich selber und auf meine neue Umgebung zurück. Ich schloß unter anderem einen kleinen Freundschaftsbund mit dem Kälbchen Mukkerli, das seinerseits meine Zuneigung offensichtlich und rückhaltlos erwiderte. Sobald ich in den Stall trat, stellte es seine Versuche im Widerkäuen ohne weiteres ein. Es stand auf, sträubte die Ohren nach mir hin und ließ nicht nach mit Blöken und Drängen, bis es mich in seiner Nähe hatte. Damit war es aber noch nicht zufrieden, sein aufgeregtes Wesen fand erst dann gewissermaßen einen Ruhepunkt, wenn es ihm gelungen war, einige meiner Finger ins Maul zu bekommen. Da lullte und lutschte es nun mit einer Selbstvergessenheit und Hingabe, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

„Das ist nichts als seine Natur,“ belehrte mich der Haniß. „Das Kälbchen hat Verstand und weiß, daß die rechte Milchquelle nicht der hölzerne Kübel ist.“

Wenn es nicht gar zu kalt war, durfte ich Muckerli etwa in der Mittagsstunde auf des Nachbars Hofraum spazieren führen, wobei ich mich mit meinem Meister ehrlich in die kleine Schadenfreude

teilte, wenn der Steinli-Nöggel mir mit ingrimmigem Gesicht hinterm Schopftörchen oder vom Küchenfenster aus zusah. „Eh Muckerli! Bis artig, Muckerli!" sagte ich und ärgerte mich nicht im geringsten über Steinlis verbissene Schimpfworte, die zum Teil meinem Meister, zum andern Teil dem Kälbchen galten, dessen baldiges Ableben sein innigster und ohne Umschweife ausgesprochener Wunsch war.

Auf solche und ähnliche Weise vermochte ich dem mir angeborenen Trieb, irgendwie und irgendwem in der Welt etwas zu bedeuten, einigermaßen Luft zu schaffen. Und während ich in der Schule nach wie vor hart unten durch mußte, war ich daheim umso williger und eifriger dabei, wenn mich der Zeigerhaniß mit beschaulicher Gründlichkeit zu allerlei Hantierungen, insbesondere zu seinem Gehilfen im Stalldienst abrichtete. Ich bildete mir nicht wenig ein, wenn ich am Sonntagmorgen die drei Kühe Laubi, Schägg und Hörni blankgeputzt über die Straße an den Brunnen führen durfte. Und als mir der Meister auf Zusehen hin sogar die beiden Rinder Müsli und Spiegel anvertraute, da meinte ich, das ganze Dorf müsse zusammenlaufen und zusehen, wie leicht ich mit den muntern und ausgelassenen Tieren fertig wurde. „Das bedeutet goppel beim Haniß eine Änderung vor dem Tod," sagte der Schuhmacher Napf einmal

am Brunnen zum Steinli-Nöggel. „Der hat noch nie einem Dienstbuben ein Stücklein Vieh in die Hände gegeben, immer meint er, es könnte eine Kuh oder ein Ochsli ungerechterweise ein böses Wort bekommen.“ Und eines Tages wußte Frieda zu berichten, der Armenpfleger Stocker habe geäußert, er hätte gar nicht geglaubt, daß der Kaibenschlingel noch so anstellig wäre, weil er doch aus dem Oberdorf stamme.

Auf dieses letztere sagte der Zeigerhaniß eine gute Weile nichts. Ich glaubte, er habe das Wort kaum beachtet und denke an etwas anderes, als er mit ziemlicher Gereiztheit herausfuhr: „Die Untern glauben immer, sie haben den Begriff allein gefressen! Wie wenn das weiß Gott was für eine Kunst wäre, einen Hof zu erben oder zu erweiben!“

Das widerwillige Lob aus dem Munde des Pflegers freute mich heimlich doch, besonders da es gerade Frieda hatte hören können. Denn diese pflegte mich wegen der kleinsten Ungeschicklichkeit aufzuziehen. Bei jeder Arbeit gab ich mir doppelt Mühe, wenn ich sie in der Nähe wußte. Ich werde ein schöner Ackerbub sein, sagte sie oft; ich wisse ja nicht einmal, ob man das Vieh vorn oder hinten am Pflug einspannen müsse.

Indes nahm ich ihr die Neckereien nie im Geringsten übel, im Gegenteil, ich freute mich heimlich, wenn sie sich mit mir abgab. Das Lachen stand

ihr so gut, daß ich immer bei mir denken mußte, so ein hübsches Mädchen werde mir später wohl nie mehr begegnen.

Beim Zeigerhaniß hatte ich einen besonderen Stein im Brett, weil ich, wie er sich ausdrückte, das Vieh nicht verachtete. „Wenn einer das Vieh verachtet, ist selten etwas mit ihm los,“ behauptete er. „Ein Stall ist keine Fabrik! Ja, wenn die Tiere keine Augen hätten, dann wäre es etwas anderes.“ Wenn ich der mittleren Kuh, dem Schägg, unterm Kinnbacken kraute, wobei sie den Hals lang ausstreckte und mir das Maul zutunlich auf die Schulter legte, oder wenn ich dem Kälbchen Mukkerli, das inzwischen seinen schmalen Platz an der Krippe bekommen hatte, jeden Abend ein Häufchen besonders zarten Futters für den kommenden Tag zurüstete, sagte er manchmal zu mir: „Bub, wenn du so fortmachst, kommen wir zwei miteinander aus. Und es steht nirgends geschrieben, daß aus dir nicht noch ein richtiger Bauer werden kann. Der Johann Strecker ist auch als Knechtlein mit drei Franken im Sack nach Dreihäusern hinauf gekommen, jetzt hat er das zweitschönste Gütlein oben, er will es in zwei Jahren auf acht Kühe bringen.“

Hin und wieder kam er dann einmal ins Plaudern und Erzählen. „Ja, ja, auf den Höfen ist halt das Land besser zu kaufen, als da unten im Dorfbann, ich hätte es an so einem Ort auch weiter ge-

bracht. Aber einer von uns drei Brüdern hat doch dieses Heimeli übernehmen müssen, sonst wäre es ja in fremde Hände gekommen. Was meinst du, wenn ich jetzt da am Haus vorbei müßte wie ein Hund, den man verkauft hat und den sein alter Meister, wenn er zu ihm zurück will, mit der Viehpeitsche vom Hofe jagt? Und das Land? Meinst du, ein Acker sei einfach ein Acker? Meinst du, es können einem beim Schaffen nicht auch allerlei Gedanken kommen, wenn man weiß, daß schon Vater und Großvater auf dem gleichen Boden gekarstet, gesät und an ihrem Leben herumstudiert haben? Wart nur, bis es einmal aper ist und ich dir mein Land zeigen kann! Und das Holz im Helligen! Du weißt jetzt noch nicht, was Holz ist. Ja du wirst dich noch verwundern! Wenn ich schon ein Oberdörfler bin, meinen Teil an der Welt hab' ich doch. Zum Beispiel, ich sage bloß von der hintern Weid! Das sind anderthalb Jucharten, nicht ein einziger Schuh uneben, für Frucht gibt es gar keine bessere Lage. Und dann die obere und die untere Breite, die Talerwiese und der Heimenacker! Auf den Heimenacker hab' ich einundzwanzig Jahre passen müssen. Einundzwanzig Jahre sind nicht lang; weißt, wenn man etwas will, muß man Geduld haben. Das ist wahr, mit den Häusern sind wir im Oberdorf nicht ganz auf der Höhe. Aber was das Land angeht, da kaufen uns die untern den Rebidaz nicht ab! Und den

Begriff haben wir so gut wie sie. Weißt, den Begriff meine ich halt. Es kann sich einer lang auskennen in allen Fruchtsorten, er kann dem Boden auf eine Stunde weit ansehen, ob er besser für Weizen oder für Erdäpfel taugt, darauf kommt es nicht an."

An solchen Abenden fühlte ich mich etwas mehr als sonst, obschon ich nicht alles von dem verstand, was er sagte. Ich fing an, ordentlich auf dem Gedanken auszuruhen, daß es nun bald auf das Examen und auf den Frühling gehe, wo dann für mich alles ein neues Gesicht annehmen mußte. Denn außer meinem Meister hatte mir dann fast niemand mehr etwas zu befehlen. Und wenn ich noch etwas weiter dachte — es war ja nur um drei, vier Jährchen zu tun, dann war ich ganz mein eigener Herr und konnte gewiß schaffen, so gut wie der Christian Hänni, der bei Kirchenpfleger Straßers Knecht war und der trotz seiner Jugend schon sieben Franken Wochenlohn verdiente. Er sagte, wenn er gern von der Steig weggehe und zwanzig oder dreißig, oder gar vierzig Stunden weit laufe, so seien dort auch wieder Dörfer und Höfe, und wenn man das Schaffen als ein Vergnügen nehme, so komme man durch die Welt wie ein Herrgöttli.

Wenn ich einmal so weit war, wie der Hänni, dann tat ich es freilich mit dem Reisen nicht unter vierzig Stunden! Ob ich es dann nicht auch so

gut wie der Johann Strecker zu einem Höflein und acht Kühen bringen würde? Und vielleicht rackerte ich mir ein Geld zusammen und probierte es doch noch mit der Malerei.... Dieser Plan mußte freilich nur als ein blasser Schatten ganz zu hinterst in meinem erträumten Zukunftsgärtchen stehen, fast ein wenig verachtet. In der Schule hatte mich sogar Jaköbli Stocker im Zeichnen überholt; auch Hans Kinsperger hatte letzthin eine viel schwerere Vorlage bekommen, als ich. Und der Schneider Wui sagte ganz offen im Dorfe aus, punkto Kunst sei es jetzt verrieben bei mir. An ihm habe es nicht gefehlt, doch habe sich halt bei mir das Genie zu früh überschlagen.

Bauernfrühling.

Ja — wenn der Frühling nur endlich hätte kommen wollen! Ich fing an, ernstlich mit der Möglichkeit zu rechnen, daß er dies Jahr gänzlich ausbleiben könnte. Ein schwerer Februarschnee hatte sich auf Wiesen und Wege gelegt, der sich bis tief in den März hinein hielt und auch da noch keinerlei Miene machte, das Feld zu räumen. Wo zwei Bauern einander trafen, fingen sie von den Heustöcken zu reden an, die bei dieser anhaltenden Kälte gleichsam die Auszehrung bekämen, besonders

da man im Herbst so früh mit dem Dürren habe anfangen müssen. Der Zeigerhaniß war fast der einzige, der noch gelassen blieb. Es sei noch allemal wieder Tag geworden, sagte er; und die frühen Frühlinge seien noch nie die besten gewesen.

Daheim vermochte er seine Besorgnis doch auch nicht ganz zu verbergen. Fast jeden Tag fing er vom Roggen in der obern Breite an, der im Herbst etwas zu stark geworden sei und der nun, besonders dem Rain entlang, unter dem unvernünftigen Schnee Schaden nehmen könnte. —

Aber am Ende kam die Erlösung doch. Eines Abends sagte der Zeigerhaniß beim Essen, er habe jetzt im Sinn, noch zum Rechenmacher-Felix hinüber zu gehen, der sich ein wenig auf die Kunst des Barbierens verstand. Frau Esther sah ihn verwundert von der Seite her an. Es sei ihr jetzt wirklich an der Witterung nichts aufgefallen. Was er denn eigentlich meine?

Er habe da so ein späßiges*) Windlein gemerkt beim Buscheln oben im Wäldiholz, berichtete der Haniß. Und eineweg sei jetzt die Zeit da, letztes Jahr habe er die Änderung schon nach Lichtmeß vorgenommen.

Als er wieder zurück kam, sah sein Bart aus wie eine Hecke, die ein schlechter Gärtner in einer

*) sonderbares.

unguten Stunde mit ungutem Willen zurückgestutzt hat. Merkwürdigerweise schien aber das Wetter nur auf dieses Zeichen gewartet zu haben. Schon während der Nacht kam es leise über die Dächer daher und unversehens setzte ein schwerer, lauer Wind ein, dem kein Gäßchen zu eng und keine Luke zu verborgen war. Am Morgen regnete es, mit Schrecken besah der Winter sein kläglich zugerichtetes Gewand, von dem wahrhaftig nach wenigen Tagen nur noch ein paar schmutzige Fetzen übrig blieben.

Und damit war der März noch nicht zufrieden. Er versprach der Sonne einen höheren Wochenlohn, und wie die denn von jeher eine willwänkische und keineswegs ganz einwandfreie Dame war, fiel sie ohne weiteres vom Winter ab. Sie lief gleich am hellichten Tag mit jedem hergelaufenen Fant von Wald- und Wiesenwind spazieren und guckte an Rain und Hecken in die verborgensten Winkel hinein. Ob dieser Untreue und neugierigen Zudringlichkeit bekam der Winter eine Herzschwäche. Er saß dem ersten besten bergwärtsfahrenden Eisenbahnzuge hintenauf und wäre ohne Zweifel gänzlich verduftet, wenn nicht weit droben im Gebirge ein vorwitziger Schaffner seine Anwesenheit bemerkt und ihm die Fahrkarte abverlangt hätte. Nun machte er sich dünn, richtete sich in einem verlorenen Seitental als Verbannter so gut es gehen wollte ein und ersann

ein Gedicht auf den Unbestand und die Wandelbarkeit aller irdischen und himmlischen Dinge.

Auf der Steig aber war eitel Herrlichkeit und Frohlocken. Im Pfarrgarten blühte der gelbe Krokus. Die zähen Schlüsselblumenstöcke, mit denen die kleinen Blumenbeete vor den Häusern im Oberdorf eingefaßt sind, hatten es sehr eilig, ihre blaßroten Blütenkelche zu öffnen. Frieda lief jeden Tag ein paar mal hinaus, um mit inniger Neugier nach den Tulpen und Narzissen zu sehen, deren erste blaugrüne Blattspitzen aus der feuchtbraunen Erde hervorstachen. Im Übrigen behauptete sie, daß die Welt nun wirklich noch nie so schön gewesen, und daß die Primeln und Anemonen beim Mesmerhölzchen noch in keinem Frühling in solcher Menge geblüht hätten, was die Mutter freilich nur mit der Bemerkung gelten ließ, sie habe das noch jedes Jahr gemeint, und sie müßte auch gar nichts vom Vater geerbt haben, um nicht ein kleines Frühlingsnärrchen zu sein.

Über die Bauern von Steig war jetzt unversehens ein richtiges Fieber gekommen. Sie gingen aneinander vorbei wie abwesend; kaum, daß sie sich den üblichen kurzen Gruß oder ein hastiges Wort gönnten. Die Arbeit! Die Arbeit! Diesmal kam sie ja gleich auf allen Vieren daher! Am Examen, das just in diese bewegten Tage fiel, hatten die Schulvorsteher die halbe Zeit am Fenster ge-

standen und über die unnütz verlorenen Stunden gejammert.

Und nun lag wirklich der erste Märzenstaub auf den Straßen. Die schweren Düngerfuhrwerke knarrten dorfauf und dorfab, ja der Steinli-Nöggel, der nie die rechte Zeit abwarten konnte, fuhr bereits mit dem aufgeschienten Pflug durchs Oberdorf hinaus. Vor allen Häusern lagen die sauber gespitzten Rebstecken in luftigen Beigen zum Trocknen aufgeschichtet. Einzig der Elfibauer war noch nicht so weit. Er hatte seinen Zunamen deshalb, weil er selten vor dem Elfuhrläuten ausrückte und mit jeder Arbeit vierzehn Tage oder drei Wochen hinter den andern drein kam. Während jetzt an der sonnigen Rebenhalde schon die Scheren klapperten, lud er mit verdrießlicher Miene die ungeschälten Rebstöckenhölzer auf den Wagen, um damit nach der kleinen Säge in Untersteig zu fahren. Nun sei schon die ganze Welt verrückt, weil es drei Stunden lang nicht geschneit habe, schimpfte er. Wenn man die nächste Woche nur nicht schon mit Heuen anfangen wolle!

Der Schuhmacher Napf hatte es auch bereits in den Gliedern. Er behauptete, immer, wenn die Sonne zwei oder drei Tage nacheinander in die Butik hereinscheine, bekomme er es in den Gliedern. So etwas könne man ganz gut für ein Zeichen nehmen. Er hatte in seiner Tenne einen Haufen Holzasche, Ruß und Torferde aufgeschichtet, den er

nun eifrig umschaufelte und von Lage zu Lage etwas Schwefelsäure und andere Flüssigkeiten zuschüttete. „Wenn diese Mischung gelingt, brauche ich nicht mehr Schuhe zu flicken", sagte er. „Auf die Studierten ist kein Verlaß, die wichtigsten Fragen müssen in der Praxis gelöst werden. Es ist nun ziemlich gewiß, daß die Landökonomie einer ganz neuen Zeit entgegengeht.

Der Zeigerhaniß war etwa auch nicht faul in diesen Tagen. Gleich nach der Schneeschmelze waren wir an einem Sonntagnachmittag miteinander durch den ganzen Bann gegangen, er hatte mir sein und anderer Leute Land gezeigt, dabei nach der Saat und nach den jungen Bäumen gesehen und alles gut angetroffen. „Man sieht halt doch wieder gern den aperen Boden," hatte er mehr als ein Mal gesagt. „Man freut sich, wenn jedes Stücklein Land wieder daliegt, wie man im Herbst von ihm weggegangen ist, nur ein wenig erschrocken, wie wenn es nach der langen Dunkelheit die Augen noch nicht recht auftun könnte."

Während ich um jene Zeit in den Zeislerreben die abgeschnittenen Schosse zusammenlas, machte ich mir im Stillen etwa meine Gedanken darüber, wie es jetzt wohl um mich stände, wenn ich den Fehler nicht gemacht hätte? Von der Sekundarschule hatte niemand mehr ein Wort gesprochen; und ich hatte es auch nicht erwartet.

Aber es ist ein liebes Geschenk der Jugend, daß sie uns neben einem verwehrten Pfade hundert neue zeigt, die alle in ein reiches Leben führen müssen. Als es nun so richtig Frühling war und die Wiesen und Grasgärten schon ein ganz merkwürdiges Grün trugen, wie ich es vorher nie gesehen zu haben glaubte, war ich der vergnügteste und arbeitsfreudigste Güterbub, der jemals mit einem wohlgemachten Bauernfuhrwerk dorfein und dorfaus fahren und mit der Peitsche knallen durfte.

Es dauerte wenige Wochen, so kannte ich den letzten Karrweg im Dorfbann; fast von jedem Streifen Landes wußte ich, wem er gehörte, und so bekam die Steig für mich unvermerkt ein ganz neues Antlitz. Die Äcker und Matten sahen mich, ohne daß ich etwas dazu tat, jeder mit den Augen seines Besitzers an: Präsident Stamm's Talerwiese mit den zwölf mächtigen Kugelbirnbäumen, die wie an einer Schnur in der Reihe standen, hätte einfach keinem andern im Dorfe gehören können; und ein schmales Kornäckerlein, das an den Helligenwald hinaufstieß, erzählte mit seiner ungleichmäßigen, lückenhaften Saat über das ganze Tälchen hinaus davon, daß der Seilerköbi beim Säen wieder einmal einen Schwips gehabt habe. Da konnte sich dann der Zeigerhaniß mit seinem Heimenacker sehen lassen! Freilich, den uralten, verkrüppelten Apfelbaum vorn an der Straße hätte mancher andere Bauer längst

umgehauen. Aber mit diesem Baum hatte es halt seine eigene Bewandtnis. „Das sind Kornäpfel!“ belehrte mich der Haniß mit besonderem Nachdruck, als ich wegen des Krüppels eine Bemerkung machte. „Und diesem Baum zulieb habe ich den Acker gekauft und einundzwanzig Jahre darauf gepaßt. Kornäpfel sind die besten, da mag einer noch so weit herkommen und das Gegenteil behaupten, ich sage: er hat den Begriff nicht! Wenn man das erste Korn mäht, sind sie reif. Wenn du glaubst, es gehe leicht, an so einem Baum vorbeizukommen, so hast du noch keinen Kornapfel gegessen. Als ich so alt war, wie du jetzt bist, hätte ich ein Vermögen für diesen Baum gegeben. Der alte Schreinerjörg hat immer aufgepaßt, halbe Tage lang ist er hinter dem großen Weißdornbusch gehockt. Wie der mir einmal auf's Leder gegeben, so etwas vergißt man nicht. Damals — schon währenddem er mich gehauen hat — hab ich es mir vorgenommen, daß dieser Acker einmal mein sein müsse. Und es ist alles möglich, wenn man Zeit hat. Der Baum hat das Gnadenbrot. Wenn er nur noch jedes Jahr drei Äpfel gibt, damit ich mir einen unter die Nase halten und bei mir denken kann: gelt, Haniß, erzwungen hast es doch! Ich habe zwar von seinen Zweigen welche auf einen jungen im Grasgarten gepfropft, aber das ist nicht das gleiche. Weißt, so ein Apfel muß seinen Geruch haben. Wo soll

er den Geruch hernehmen, wenn kein Korn in der Nähe ist?"

Den Gräbenrieter Jost habe ich einmal sagen hören, der Zeigerhaniß sei, was die Ideen betreffe, ein richtiger Oberdörfler, aber eineweg komme man mit der Meinung, die er von der Welt habe, immer noch zur Not aus. Er hätte ihm getrost noch mehr Lob geben dürfen. Eines vergesse ich dem Haniß nie: daß er mir damals die Hand auf die Achsel gelegt hat, da ich an jenem hellen Frühlingstag von der oberen Känzeliwiese aus meinen drei Altersgenossen Hans Kinsperger, Jaköbli Stocker und Margritte Stamm nachschaute, wie sie zum ersten Mal nach Trüb hinab in die Sekundarschule gingen.

Wir waren droben mit Strohausrechen beschäftigt, und mein Herz war eben noch ganz froh gewesen. Denn der Schlehdorn blühte in den Hecken und am nahen Waldrande, und da und dort im Gelände stand ein Kirschbaum wie ein mächtiger weißer Blumenstrauß. Über dem Bürgerwald schwebten große Schimmerwolken gleich seltsam geformten Luftschiffen.

Nun sah ich die drei Kinder unter Scherzen und Lachen ihren Weg gehen. Sie gingen in ein blaues Land hinein, ein schönes helles Leben tat ihnen freundlich die Türe auf. Aber ich mußte draußen stehen, für mich war die Türe verschlossen . . .

Als ich die schwere klobige Hand meines Meisters auf der Schulter fühlte, wollte ich mich nach ihm umsehen; doch es ging nicht gut, meine Augen waren voll Tränen.

„Du denkst jetzt etwas, das nicht ist,“ sagte er nach einer Weile; ich merkte wohl, daß er die Worte mühsam zusammenklauben mußte. „Du meinst, es könne ein ganz anderer Mensch aus einem werden hinter den Schultischen. Das ist noch bei den wenigsten eingetroffen, die Geschulten können auch nicht aus ihrer Haut heraus und können aus dem Leben auch nicht viel machen, wenn nichts in ihnen ist. Wenn du die Gabe hast, so kann es dir da oben auf einem Höflein ebenso wohl sein, wie jedem Fabrikschreiber in Trüb oder Nehrbach. Besonders um diese Zeit, wo man den Kuckuck von vier Seiten her rufen hört. Wart nur, bis du etwas eigenes hast, dann kommt der Begriff von selber. Boden ist alleweil noch Boden und es hat genug Leute auf der Welt, die sozusagen in der freien Luft stehen.“

Gleichsam um mir das alles recht zu bedenken zu geben, ließ er mich bald mit dem hellen Tag allein.

In der gleichen Stunde kam es wunderlich über mich. Der Himmel war so selten blau, die Luft war so fein, wie wenn sie mich streicheln wollte. Ich lief in den Wald hinüber, die Amseln sangen, dann wieder war es ganz still. Schöne Tannen

standen vereinzelt und freuten sich des Frühlings. Ich hätte es nur allen Leuten zeigen und sagen mögen! —

Das Holz im Helligen.

Vom Zeigerhaniß könnte ich ohne Not ein Buch schreiben. Ich kann mir mein Leben, ja selbst das Oberdorf und die ganze Steig, nicht denken ohne ihn. Und der Haniß wiederum hätte ohne seine Frau Esther bald aufgehört zu existieren. Denn diese zwei ergänzten sich gegenseitig auf wunderbare Weise, ohne daß sie selber eine Ahnung davon hatten.

Wenn es auf der Steig heißt, daß im Oberdorf eine Frau immer so klug sei wie zwei Männer zusammen, so traf das beim Zeigerhaniß insofern nicht ganz zu, als es ihm keineswegs an Verstandesgaben fehlte. Er las, was ihm an Büchern und Kalendern in die Hände kam, jedoch ohne daß es bei ihm „anschlug", wie die Frau sagte. Er machte sich über alles seine ganz eigenen Gedanken und verarbeitete die wunderlichsten Sachen in seinem Gehirn.

Aber in allen Dingen, die das Geld und den Erwerb betrafen, war er ungeschickt. Seine Klugheit war, um mit der Bibel zu reden, nicht von dieser Welt. So konnte es denn nicht anders kommen,

als daß seine Frau und er zusammen einen großen Krieg mit den Schulden führen mußten, in welchem der Hanißz beharrlich im Hintertreffen stand. Wenn er den Viehhändler Kreil von der Ilge heraufkommen sah, verzog er sich gewöhnlich die Leiter hinauf nach der Heudiele und blieb für so lange unsichtbar, bis ihm Frau Esther durch gedämpften Zuruf zu verstehen gab, daß die Luft wieder rein sei und daß sich der Kreil vorläufig habe vertrösten lassen. Sie war nie um eine Ausrede verlegen; das eine Mal war der Mann nach Gehren hinauf zum Küfer gegangen, das andere Mal mußte er dem neuen Förster im oberen Bürgerwald eine Marklinie zeigen und konnte vor Abend nicht zurück sein. Der Hanißz verwunderte sich immer nachher. „Was du alles für Sachen ersinnst!" Nachdem er jeweilen wieder zum Vorschein gekommen war, versuchte er sich gewöhnlich mit einem schlechten Spaß über seinen Ärger hinweg zu täuschen. Es sei eigentlich jeder zu verbarmen, der nicht seine Schulden habe, denn da denke ja auf der lieben Welt kein Mensch an ihn. Dann schimpfte er ein wenig über diese Erdenverleider, mit denen man immer beschissen sei, weil sie statt einer lebendigen Seele das Einmaleinstäfelchen im Leibe mit sich trügen. Zum Schluß gab er die bestimmte Versicherung ab, daß er den Kreil nun extra warten lasse bis Anno Tubak und daß er nicht ein einziges Mal mehr mit ihm handeln werde.

Sobald aber von irgend einer Seite etwas Geld ins Haus kam, war es, als ob ihn das in den Händen brennen würde. Es kam eine große Unruhe über ihn; womöglich noch in der gleichen Stunde legte er den halbleinenen sogenannten Sonntagabendrock an und lief stehenden Fußes nach Trüb hinab. „So, jetzt ist's mir wieder wohl," sagte er, wenn er zurück kam. „Es ist halt doch schön, wenn man wieder an einem Ort sauberen Tisch hat." Er rühmte, wie der Kreil freundlich gewesen sei und wie er sogar noch eine Halbe Roten bezahlt habe im Rößli. Ja, und Kühe habe der jetzt wieder im Stall! Es nehme einen nur wunder, wo er die auftreibe! Eine Fleckkuh sei dabei, ungelogen zwanzig Liter Milch nach dem Kalbern! Wirklich eine Kuh wie ein Bild! Und so verständig im Auge! Zum Ziehen sei sie fromm wie ein Schaf, dazu keinen Tag älter als fünf Jahre. Alles ungelogen! Am liebsten möchte er die Kuh gleich morgen holen, wenn's nicht wegen dem Platz wäre, der Kreil hätte sie ihm nämlich auf leere Hand hin anvertraut. Das sei halt doch auch etwas, wenn der Mensch Kredit habe.

Es brauchte nur etwas schief zu gehen im Stall, etwa daß eine Zeitkuh umstand, oder daß eine andere nicht mehr trächtig werden wollte, so stand der Kreil jedesmal da wie gerufen. Gewöhnlich gab es einen Tauschhandel, wenngleich der Hanß

immer zum voraus wußte, daß er den Kürzeren zog. „Mach dann eine Faust, wenn du keine Finger hast," entschuldigte er sich nachher, wenn die Frau jammerte, man müsse das halbe Jahr für den Kreil schaffen. „Wart nur, bis wir erst aus dem Ärgsten heraus sind! Dann hört das Tauschen von selber auf. Was würde ich jetzt auf dem Viehmarkt für eine Falle machen, wo es einem jeder lausige Schmuser von den Augen abliest, ob man die Noten im Sackbüchlein hat oder nicht?"

Aus dem Ärgsten herauszukommen, das war des Zeigerhaniß Jahres- und Lebensprogramm, das scheinbar immer in greifbarer Nähe liegende Zwischenziel, von dem aus zehn andere, höherliegende ohne Not erreichbar schienen.

Da war zu allererst einmal der neue Dachstuhl. Kein Mensch im Dorfe, nicht einmal der Zimmermann Spinner, konnte einigermaßen genau voraussagen, wie lange die wurmstichigen, zum Teil angefaulten Sparren die Last des Schneedruckes und der schweren Hohlziegel noch zur Not tragen würden. Der Spinner behauptete sogar, der Dachstuhl sei schon seit fünfzig Jahren rein bloß aus Gewohnheit stehen geblieben. Aber wie schon mancher Mensch von einer Gewohnheit plötzlich abgelassen habe, so könnte da halt einmal von heute auf morgen etwas Unvorhergesehenes passieren.

An besonders kritischen Tagen, bei Sturm oder

starkem Schneefall, war es nicht jedermanns Sache, den Estrich zu betreten. Es grochse*) wieder so spätzig in den Rafen, berichtete Frieda manchmal, wenn sie vom Scheiterholen zurückkam. Daraufhin wurden etwa ein paar neue Sperrhölzer aufgestellt, oder der Haniß behalf sich mit dem wohlfeilen Troste: „Wenn's meinem Dachstuhl etwas macht, so nimmt's wenigstens dem Steinli-Nöggel seinen auch." Doch damit war die schwere Frage keineswegs aus der Welt geschafft. Der Dachstuhl war das erste, das allererste! . . .

Gleich nachher mußte dann die Stockmauer zwischen der Wohnstube und Steinli's Nebenkammer kommen. Das hatte man sich nun doch lange genug gefallen lassen, daß des Nöggel's Frau, die Mäde, halbe Tage lang, besonders wenn etwa ein fremder Mensch im Hause war, hinter der dünnen Täfelwand gelauscht und mit den erlauerten Brocken das halbe Oberdorf hintereinander gerichtet hatte! An einer anderthalb Fuß dicken Mauer konnte sie dann auch mit dem Nagelbohrer kleine Löcher herausmachen!

Was aber dem Zeigerhaniß als das letzte und höchste Ziel unabläßig vor Augen stand, das war die neue, freistehende Scheune im Baumgarten. „Wenn ich das zuwegegebracht habe, ist es mir ganz

*) ächzen.

gleichgültig, ob ich dann krumm oder weiß bin," sagte er oft. „Den Tag, an dem ich mein Vieh in den neuen hellen Stall hinüberführen kann, machen wir zum Sonntag. Ganz für uns allein, ohne daß etwas im Kalender steht."

Frau Esther lächelte manchmal leise nebenaus, wenn er seine Pläne entwickelte. Aber der Zeigerhaniß sah immer nach irgendwelcher Seite irgendwelche Möglichkeit offen. Zum Beispiel konnten endlich einmal die schon lange prophezeiten Weinjahre kommen. Da müßte es denn doch mit seltsamen Dingen zugehen, wenn man nicht jeden Herbst mindestens seine drei- bis vierhundert Franken auf die Seite legen könnte! Sobald man dann erst vom Kreil gänzlich los war, mußte auch im Stall alles eine andere Wendung nehmen. Ganz abgesehen von den schönen Franken, die Frieda nach und nach im Taglohn verdiente.

Und am End' aller Ende, wenn alles den unrechten Weg ging, wenn fast jede von den großen und kleinen Hoffnungen sich als trügerisch erwies, dann war ja noch das Holz da. Das Holz im Helligen, für das der Gemeindrat Kinsperger schon vor Jahren viertausend Franken geboten hatte! Von diesem Streifen Waldes ging ein wunderbares Trostgefühl aus, das ein starkes Gegengewicht für alle Sorgen und Kümmernisse in dem alten Hause im Oberdorf bedeutete.

Der Zeigerhaniß ging jeden zweiten oder dritten Sonntag nach seinem Holz sehen. Wenn ich ihn hin und wieder auf einem solchen Gang begleiten durfte, war er gegen seine sonstige Gewohnheit meistens schweigsam und zugeknöpft. Jedesmal stand er eine Weile bei den vom Birchenschwengel kläglich zugerichteten zwei Randbirken still, blickte daran hinauf und gab die Versicherung ab, daß er nicht vergessen werde, dem Schwengeler so einen fünfmal geschändeten Ast aufs Grab zu stecken, falls dieser, wie zu hoffen sei, vor ihm mit Tod abgehen sollte. Dann schritt er die Grenzlinien ab, sah nach den Pfählen und Marksteinen, sagte aber nicht viel dabei; höchstens daß er mich etwa auf eine besonders schöne Buche oder Tanne aufmerksam machte. „Solang einer nicht weiß, was Schulden sind, kann man ihm vom Holz nicht gut einen Begriff geben," meinte er. „Es ist da überhaupt etwas dabei, das man weder in Büchern lesen, noch mit Worten erklären kann."

Aber gar zu lange dauerte es nicht, so versuchte mir der Haniß das Merkwürdige doch zur Not beizubringen. Zuerst erzählte er mir mit Umständlichkeit, wie er dieses Holz als junger Kerl an einer Gant erstanden habe; gegen den Willen seines Vaters, der ihm damals bestimmt vorausgesagt habe, er werde schon vor dem dreißigsten Jahr in die Burdi kommen, wenn er so zufahre. Holz sei für

Herrenbauern, aber nicht für einen schmalen Oberdörfler. — Damals habe er jeden Winter zwei oder drei Monate in Trüb an den neuen Fabrikkanälen geschafft, an den Schießsonntagen habe er als Zeiger etwas zu verdienen gesucht und jeden Rappen, den er auf- und angebracht, für Zins und Zahlungen gegeben, bis endlich alles überhauen gewesen sei. „Es ist immer gut, wenn man in jungen Jahren etwas durch drei Mauern hindurch erzwingen muß," belehrte er mich. „Man wird zäh dabei. Und ein ersorgtes und erhungertes Essen freut einen mehr, als ein geschenktes."

Einen Teil des Holzes hatte der Zeigerhaniß noch selber gepflanzt, der andere Teil, der zur Zeit des Kaufes kräftiges Jungholz war, hatte sich inzwischen zu beinahe schlagreifem Bestand ausgewachsen. Dieser schöne Hochwald tat es ihm besonders an. „Wenn der Mensch nicht etwas hat für's Gemüt, so wird er ganz einseitig vom Schaffen," sagte er. „Ich denke nicht einmal daran, was für einen Schranken Bauholz es da einmal geben muß, und wie manchen Baum Bretter, von den Scheitern gar nicht zu reden. Ich denke nur, daß ich etwas zuweggebracht habe." Während ich am nahen Hang herumstoffelte, nach Schwämmen und seltenen Schattenblumen sah, konnte mein Meister stundenlang auf einem Wurzelknorren sitzen, tubaken und „bei seinem Holz sein," wie er sagte. Es war auch

schön droben, besonders an hellen Sommerabenden, wenn es so merkwürdig still war unter den Tannen, wenn kein Vogel Laut gab und ein einziges, eintöniges Lied den Wald wie ein schwermütiger Traum erfüllte: das Summen der Millionen von Käfern, Immen und kleinem Getier, das sich dem Auge nicht zeigte und doch um und um sein emsiges und merkwürdiges Wesen trieb. „Jetzt wächst das Holz," sagte der Haniß. „Im Frühling ist es ihm zu unruhig, da tut es nur dergleichen, wenn es die Kerzen aufsetzt. Das Holz wächst im Sommer, wenn kein Wind geht. Das kann ich nicht beweisen, aber ich glaube es doch."

Auf dem Heimweg war er meistens sehr leutselig. „Man ist wieder wie neugeboren. Halt nicht bloß wegen der frischen Luft." Hin und wieder kam er sogar ein wenig ins Rühmen. „Ich habe auch etwas gedacht damals, als ich an der Gant in der Ilge auf das Holz im Helligen bot, obschon mir mein Vater vom andern Ende des Tisches zwei Augen zuwarf, wie wenn ich am Kirchturm hinaufklettern würde. — Es ist wahr, mein Heimwesen hab' ich um ganze viertausend Franken zu teuer angetreten. Wenn das nicht wäre, hätte ich dem Kreil nie einen Zettel unterschreiben müssen. Für die viertausend Franken schaffen ich und meine Frau Esther seit zwanzig Jahren. Das Kind hilft auch. Und immer ist es doch, als ob das Loch im Sack zu groß wäre.

Aber mit dem Holz schwing' ich mich zuletzt heraus! Manchmal will einem die Angst bis an den Hals kommen, wenn man an die Schulden denkt. Jedoch hinter dem Holz kann ich mich verbergen, das ist mein Trost und meine Rettung. Wenn ich von heute auf morgen ungesinnt weg müßte, es könnte kein Rappen an mir verloren gehen. Das Holz zahlt alles. Darauf kann ich sogar des Nachts im Schlafe mit meinen Gedanken ausruhen.

Frucht, Heu und Holz
Machen den Bauern stolz!

Mit diesem Vers hat der Karstersemi recht, wenn er auch sonst meistens nur lächeriges Zeug vorbringt."

Den zweiten Teil des Spruches sagte er nicht, doch wußte ich ihn von der Schule her, da wir die Strophe etwa als Abzählreim benutzt hatten:

Bös Weib, Hagel und Schulden,
Da lernt er sich geduldden.

Wenn man den Zeigerhaniß nur keinerlei Andeutungen machte, die die Unverletzbarkeit seines Waldbestandes irgendwie in Frage stellen konnten. Als Frau Esther einmal leise darauf anspielte, man könnte sich vielleicht schon in den nächsten Jahren an den Scheunenbau wagen, wenn man den oberen Teil des Helligenholzes dazu verwenden würde, da sah er sie nur so von der Seite her an, tat

aber, wie wenn er sie nicht eigentlich verstanden hätte. Erst am folgenden Tage nach dem Mittagessen entglitt seinem Munde die mühselige Bemerkung, daß ihn die Scheune halt in diesem Falle nur halb freuen würde ... Vor dem Zimmermann Spinner hatte er eine an heimliche Furcht grenzende Abneigung und ging ihm nach Möglichkeit aus dem Wege, weil ihm dieser bei jeder Gelegenheit den Rat gab, im Helligenwald einen kleinen Lichtungsschlag zur Beschaffung von Dachsparren zu machen.

Einmal, da auf dem Estrich notwendig ein paar neue Sperrhölzer angebracht werden sollten, rückten wir eines Morgens großartig mit Axt und Waldsäge aus. Er habe bereits ein paar schöne Stangen ausgekundschaftet, die man ohne Schaden herausnehmen könne, berichtete mein Meister auf dem Wege und stellte sich sehr beherzt. Aber im Walde angekommen, wollte er nicht so recht hinter das Fällen her. Er sah sich die Tännchen, die er sich angemerkt hatte, immer wieder von allen Seiten her an, prüfte, erwog, schüttelte den Kopf und wurde ganz kleinlaut. Er klopfte mit der Hand auf die schlanken Stämme und erschrak sichtlich bei dem Tone, den es gab. „Hast du gehört?“ fragte er mich; doch seine Augen waren anderswo. Zuletzt sägten wir einige dürre Stangen um und schleppten sie an den Waldrand. „Es geht auch mit diesen,“ tröstete er sich. „Solche stockdürre Hölzer sind sehr zäh.“

Damit war das Holz im Helligen für einstweilen wieder gegen Beil und Säge gefeit.

Pflug- und Ackergeschichten.

Wenn der Zeigerhaniß bedächtigen Ganges hinterm Pfluge herschritt, dann waren die Grenzen seines Ackers für ihn zugleich auch die Grenzen der Welt. Er ging in seiner Arbeit auf und unter, sein himmlisches Teil hätte auf dem Spiel stehen können, er wäre kaum mit innigerem Bemühen dabei gewesen. Keine Furche durfte auch nur um einen Zoll breiter sein, als die andere. Wie mit dem Lineal gezogen, mußte sich Gang für Gang*) abzeichnen. Wenn eine Scholle nicht genau so lag, wie er sie sehen wollte, dann konnte er mitten auf der Furche Halt befehlen und sie mit den Händen zurechtrücken. „Es gibt Leute, denen weder ein Pflug noch ein Schuh breit Land gehören sollte,“ behauptete er oft unwillig. „Sie hobeln so drüber weg und haben keine Andacht und keinen rechten Gedanken dabei. Wer so schafft, für den hat die Arbeit nicht mehr Wert, als für den Müßiggänger das Faulenzen; bloß daß er jeden Tag seine vierundzwanzig Stunden älter wird.“

*) Das durch eine Hin- und Herfahrt entstandene Furchenpaar.

Für den Leitbuben war es nun allerdings eine Sache der Unmöglichkeit, diesem eigensinnigen Ackermann alles recht zu machen. Manchmal, wenn wir mit dem Pflug ausrückten, steckte mir Frieda hinterrücks irgend einen Leckerbissen zu, etwa den Zipfel einer Rauchwurst oder ein Stück Ofenkuchen. Sie sagte, ich müsse das mit der Geduld verdienen, sie danke Gott, daß sie von der Arbeit des Viehtreibens erlöst sei, und wolle beim Zwischenimbiß gern mit Brot vorlieb nehmen.

Mich freute nichts so sehr, als wenn ich ihr einen Gefallen tun konnte, es hätte der kleinen Anerkennungszeichen gar nicht bedurft. Denn ich muß hier bekennen, daß ich gleich vom ersten Tag an ihre Augen gern sah. Manchmal meinte ich, sie wisse oder merke das, denn sie mußte oft leise in sich hineinlächeln, wenn ich etwa bei Tische halb unbewußt meine Studien an ihr machte, immer mit dem Vorhaben, endlich herauszubringen, was denn an ihren Augen so besonderes sei. Darüber war ich nicht im Zweifel, daß ein so hübsches Mädchen allen jungen Burschen auf der Steig gefallen müsse und daß sich wohl bald ein Hochzeiter für sie finden würde, gewiß ein viel sicherer, als der Torbrunner-Noldi einer war.

Beim Ackern gab ich mir alle erdenkliche Mühe, meinen Meister zufrieden zu stellen. Es ging auch mit der Zeit leidlich gut; ich war der Meinung, meine

Leistungen könnten jetzt keineswegs mehr viel zu wünschen übrig lassen, und bildete mir bereits ein wenig darauf ein. Da gestand mir der Zeigerhaniß eines Tages mit einigen Vorbehalten, er habe nun wirklich die Hoffnung, daß ich bei gutem Willen so nach und nach mit den Jahren den ersten Begriff bekommen könnte, was fahren sei. So gut wie die Frieda mache ich es schon jetzt, doch beweise das nicht viel. Die habe beim Umkehren die Handkuh selten einmal rechtzeitig in die Furche gebracht, natürlich, sie sei halt mit den Gedanken die halbe Zeit in Spanien oder Luxemburg gewesen, wie es den Mädchen in diesem Alter nicht anders zuzutrauen sei. Und weil sie dreispännig gar nicht hätte fahren können, so habe er den Pflug immer um einen oder um zwei Zähne zu hoch führen müssen. Ja, er wisse, was er in dieser Zeit beim Ackern ausgestanden habe.

Manchmal ging es freilich ganze Halbtage wie am Schnürchen. Aber es konnte auch vorkommen, daß die strenge Arbeit einer der Kühe vor der Zeit zu verleiden begann, besonders Hörni war in dieser Beziehung unberechenbar. Oft wenn man an gar nichts dachte, setzte sie gegen das Ende der Furche hin plötzlich den Setzkopf auf und fing an zu haudern und nebenaus zu drängen, so zwar, daß ich sie weder durch Schlagen noch Zerren zu Ordnung und Anstand zurückzubringen vermochte.

Dann gab es schwere Gewitterausbrüche. Der

Zeigerhaniß konnte ob einer übelgeratenen Furche, wegen eines Strauchraines ein ganz anderer Mensch werden. Er konnte Flüche ausstoßen, wie man sie sonst gar nie von ihm hörte. Er konnte eine Viertelstunde weit nach Hause nach einem Spaten laufen, wie wenn von dieser einzigen Furche der Jahresertrag des ganzen Gütchens abhinge. „Diese Furche hat auch Frucht getragen wie die andern, somit soll man sie jetzt nicht verachten," sagte er beim Umgraben der ungenügend geackerten Stelle. Der Sturm hatte sich bei ihm gewöhnlich sehr bald gelegt. Er tätschelte der fehlbaren Kuh den Hals und die Flanken und ermunterte sie durch eine verständige Ansprache, noch ein wenig auszuhalten: „Gäll, du bist jetzt aber so gut und nimmst wieder Vernunft an! So etwas könnte man dir geradezu übelnehmen. Und damit du siehst, daß man dir entgegenkommt, will ich den Pflug jetzt wieder ein wenig höher stellen." Mir gestand und erklärte er dann unter Augenzwinkern, er habe bei der vorletzten Furche hinterrücks die Zugkette um einen Zahn tiefer eingehängt, und das müsse der Hörni bemerkt haben.

Gewöhnlich ging es nun wieder zur Not und mein Meister behauptete, daß man immer noch mit den Worten am meisten ausrichte, und daß man sogar eine Kuh nicht zum Narren halten könne, wenn sie Verstand habe.

Eine besondere Sorge bildeten für mich die

Bäume, namentlich in der ersten Zeit, da ich die kleinen Vorteile noch nicht kannte und den Kühen zu wenig gewachsen war. Ein Acker ohne Bäume schien mir das wahre Paradies für einen Leitbuben zu sein. Hierin gingen auch meine Altersgenossen, die die gleiche Arbeit tun mußten, mit mir einig, obschon sich einige nicht gar viel daraus machten, wenn die Nabe des Pflugrades etwa ein Stück Rinde wegriß. Der Gottlieb Steinli prahlte sogar, er lache jedesmal heimlich nebenaus, wenn der Vater hinten in der Gaize*) drin so greulich lästere und alle neun Namen zusammenbete. Wegen einem Schnarz Rinde sei noch nie ein Baum dürr geworden.

Der Zeigerhaniß sah die Sache allerdings von einer anderen Seite an, für ihn bedeutete die kleinste Schürfung, die ein Stamm erleiden mußte, ein mißliches Ereignis, eine Untat, die nicht mehr gut zu machen war. „Auf diesen Platz hat man den Baum gesetzt," belehrte er mich jedesmal mit gleicher Eindringlichkeit. „Er kann nicht ausweichen, also müssen wir uns die Mühe nehmen. Und wer das nicht tut, verdient nicht, daß er je ein Äpfelein oder eine Birne zu sehen, geschweige denn zu essen bekomme."

Als mir einmal zu meinem Schrecken das besondere Unglück zugestoßen war, durch eine kleine Ungeschicklichkeit beim Fahren dem Kornapfelbaum auf dem Heimenacker neben alten, längst vernarbten Wunden

*) Den zwei Pflugarmen.

eine neue beizubringen, regte sich mein Meister darüber derart auf, daß er eine geraume Weile weiter nichts herausbrachte, als die zwei Worte: „Achtzehn Jahre! — Acht-ze-hen Jahre! . . .“ Erst nachdem wir eine ziemliche Strecke vom Baum entfernt waren, gelang es ihm endlich, den Satz zu Ende zu bringen: „Achtzehn Jahre lang habe ich um diesen Baum herumgeackert und nie ist etwas passiert. Wenn du dir nicht mehr Mühe gibst, so kann es dir noch gehen wie des Gräbenrieters Knechtlein, dem Mathisli. Dem hat sein Meister jedes Stück Rinde, das er im Feld weggefahren hat, an einer Schnur über dem Bette aufgehängt. Mein, das wäre ein anderes Vergnügen, wenn du so am Sonntag morgen, wo du eine Stunde länger als sonst liegen kannst und dir die Sonne in die Kammer hineinscheint, die ganze Zeit an deine Sünden hinaufblicken müßtest.“

Am tiefsten konnte mich der Zeigerhaniß kränken und beunruhigen, wenn er mir etwa im Zorn in Aussicht stellte, Frieda müsse in Zukunft wieder fahren. Diese Erniedrigung und Zurücksetzung vor mir selber und vor ihr zu erleben, erschien mir als etwas geradezu Entsetzliches, das ich mir nicht ausdenken konnte.

Zum Glück sollte es auch bei der bloßen Drohung bleiben. Ich nahm mich mit jedem Tag besser zusammen und eignete mir mit der Zeit eine gewisse Fertigkeit und Überlegenheit an. Ja ich brachte es

am Ende so weit, daß mir der Meister einmal in besonders guter Laune zugestand, er habe nun wirklich noch nie einen so ankehrigen und flinken Ackerbuben gehabt.

Von diesem Tage an empfand ich beim Aufschienen des Pfluges kein heimliches Unbehagen mehr. Sicher und selbstzufrieden schritt ich neben meinem vertrauten Gespann durchs Dorf hinaus, kaum daß ich mich einmal umschaute, ob der Zeigerhaniß den alten Bandkorb mit dem Zwischenimbiß nicht etwa vergessen habe.

Es konnte wirklich sehr liebe und freundliche Ackertage geben. Das Einnehmen des Vesperbrotes auf dem Pflugbaum angesichts der frisch gelegten Furchen konnte mitunter ein kleines Fest bedeuten; besonders im Frühherbst, wenn das Glück der Septembersonne so wunderbar mild über dem Gelände ausgebreitet lag, wenn da und dort auf dem Feld verstreut die Pflüge gingen, und das Dorf mit dem weißen Kirchturm, mit den Giebeln und braunen Dächern wie vergessen am Fuße seines Rebenhanges träumte, während von den Erlenwiesen und gegen das Känzeli hinaus der Rauch der ersten Hüterfeuer aufstieg. Der Klang der Vesperglocke, gleichsam als eine neue, wunderbare Farbe mit dem Bild verschmolzen, hatte dann so etwas Liebes und Versonnenes, daß mein Meister oft behauptete, diese Glocke habe früher, als neu, den rechten Ton noch nicht gehabt, sie habe

mit der Zeit etwas von der Luft, vom Holz und von den Feldern angenommen.

An solchen Abenden hatte er es mit dem Aufstehen nicht eilig. „Es gibt so Stunden, wo man sich ein wenig zum Leben Zeit nehmen muß," sagte er. „Ein Wunder kann man es eineweg nicht nennen, daß selten einer ganz von der Steig fortkommt, wenn sie ihm erst ihre lieben Sachen gezeigt hat."

Einmal ereiferte er sich ein wenig. „Die Stadtherren meinen immer, wir seien inwendig von Leder! Dort drüben beim Holz ist einer gestanden, im vorletzten Frühjahr war's, und hat sich alles angesehen. Ich habe just nebenan Äste aufgeladen. Er hat zu mir gesagt: ‚O ihr guten Bauern, wenn ihr nur wüßtet, was ihr da oben habt! Wenn ihr nur für alles Augen hättet!' Hab' ich dem Fleck einen Fitz gegeben und bin zugefahren. Zu mir selber hab' ich gesagt: „Kamel! Meinst du denn, wir sehen nicht, daß die Wiesen grün sind? Meinst du, wir hören die Stare nicht pfeifen? Der dort zu oberst auf dem Brachäpfelbaum ist auch nicht in die Stecklischule gegangen, er hat keine Brille an, und doch dünkt ihn die Welt so schön, daß es ihm fast das Herzlein versprengt."

Hin und wieder geschah es einmal, daß der alte Gräbenrieter Jost über die Äcker und Feldwege dahergehumpelt kam und sich für ein Viertelstündchen neben uns auf den Pflugbaum setzte. Er hatte

das achtzigste längst überschritten und mit Schaffen fertig gemacht, wie er sagte. Mein Meister mochte ihn gut leiden, weil er zu den Oberdörflern hielt und ihm früher oft aus der Klemme geholfen hatte.

Der Gräbenrieter war ein kurzweiliges Männchen, das gern plauderte und hier und da einen guten Spaß sagte. Er hatte in seinem eingeschrumpften, bartlosen Gesicht eine unverhältnismäßig große Mundgelegenheit; wenn er sein Antlitz, das heißt, den Mund bewegte, war man immer gespannt, was jetzt kommen würde.

Gewöhnlich eröffnete er die Unterhaltung schon von weitem: „Du, Hanitz, ich weiß nicht, geht's dir, wenn du alt bist, auch so, wie mir: ich kann übers Feld gehen, und auf einmal laufen die gestorbenen Bauern neben mir auf den Äckern herum. Mein, das ist manchmal kurzweilig! Besonders, wenn sie einander ihre Sünden vorhalten! Wenn der Spinner im Loo den einäugigen Weberköbel fragt: ‚Du, Köbeli, hast du jetzt genug Erde? Mußt du nicht mehr bei Nacht und Nebel mit der Stockhaue ausrücken, weil irgendwo ein Markstein nicht so steht, wie es dir paßt?‘ Oder wenn er den Sonntagsbauer fuxt: ‚Gäll, jetzt hättest du die ganze Woche Zeit zum Misttragen, du müßtest nicht auch noch den Sonntag dazu nehmen.‘“

Die beiden machten nun ihre Glossen über die Nachbarn, die da und dort auf dem Felde

schafften. Über den Tischberger-Schang, der beim Pflügen einen Buckel machte und die Pflugarme mit vorgestreckten Händen gleichsam von weitem hielt, wie wenn da etwas nicht ganz geheuer wäre, so daß er jedesmal noch einige Schritte zu gehen hatte, wenn das Gespann stillstand. Über den Stettler-Wolfgang, der das Vesperbrot immer stehend aß und sich und den Ackerbuben kaum drei Minuten Zeit gönnte. Der Gräbenrieter behauptete von ihm, daß er im Sommer, wenn die Nacht kurz sei, bloß neben das Bett hinkniee; sobald er einnicke und hinfalle, stehe er auf und gehe mähen. Um drei Uhr früh renne er heim, das Weibervolk wecken. Seine Augen habe er immer an fünf Orten zugleich, seine Zähigkeit sei nicht umzubringen, und es zweifle kein Mensch daran, daß man ihn am jüngsten Tag noch in der Falle fangen müsse.

Dann kamen sie etwa auf den Steffenheiri zu sprechen. Der Haniß bedauerte ihn, weil er als altes Männlein seinen weitläufigen und überschuldeten Hof mit fremden Leuten umtreiben und wohl bald an die Händler verkaufen müsse. Aber der Gräbenrieter war anderer Meinung. „Es geschieht dem Steffen ganz recht," behauptete er. „Was hat er seinen zwei Buben von klein auf jeden Tag vorgepappelt? ‚Wartet nur, ihr müßt es einmal besser haben als ich, ihr müßt nicht mit kotigen Schuhen auf den Schollen herumstampfen und Roggenbrot

essen.' Jetzt ist der eine Portier in der äußern Fabrik in Krien und läßt sich von den Alten die mit saurem Schweiß gepflanzten Kartoffeln umsonst zuführen, den Most und das Mehl; wenn auch ein wenig Roggenmehl dabei ist, das tut nichts. Der andere, der das Heidengeld gekostet hat, ist mit dem Studieren nie fertig geworden, er steht irgendwo in einer Schreiberstube, es heißt, er würde gerne heimkommen, wenn er schaffen gelernt hätte und sich nicht vor den Leuten genieren würde."

Auch der Jakob Zimmerli bekam seinen Teil ab, wenn er etwa um die Wege war. Wenn er schon ein halber Dichter sei, habe er es doch nicht weiter als zu zwei Kühlein und einer Geiß bringen können. Natürlich, die vielen Zeitungen habe man halt auch nicht umsonst; und wenn er eine abbestellt habe, so seien seine Gedichte nicht mehr darin gedruckt worden. Das Dichten habe noch nie rentiert, es möge einer diese Sache noch so gut loshaben. Das letztere gab der Alte nun vom Zimmerli allerdings rückhaltslos zu. „Wenn der gut aufgelegt gewesen ist," berichtete er, „so hat er in einem Kaib*) zwei ganze Seiten voll gereimt. Und dazu hat alles Sinn gehabt und aufeinander gepaßt. Wenn man nur an die dreiundzwanzig lächerigen Verse denkt, mit denen wir die von Trüb an den Kilbinächten jedesmal so fuchsteufelswild machen konnten. Ich kann

*) Mühelos, in einem Zuge.

heute noch Vers für Vers auswendig; der zweitletzte hat mir am besten gefallen:

In Trüb, das wissen alle Leut,
Ist kein Gemeinderat ganz gescheit,
Dem Klügsten sieht's ein Esel an,
Daß er das Einmaleins nicht kann."

An Kinspergers Roßknecht Hintermann, der auch einmal in Gräbenriet gedient hatte, wußte der Jost auszusetzen, daß er jeden Morgen früh seine zwei Schnäpse haben müsse. Auf die Frage, warum es denn immer gleich ihrer zwei sein müßten, habe er ihm den Bescheid gegeben: „Meister, wenn ich einen Schnaps in mir habe, so bin ich ein anderer Mensch. Da finde ich es doch nur recht und billig, daß der andere Mensch auch seinen Schnaps bekommt."

Es ging kaum anders, als daß der HanIß und der Gräbenrieter zuletzt noch von der alten Zeit zu plaudern anfingen. Von der Zeit, da man eine Kuh für acht Taler gekauft und wo man den letzten Fetzen Gewand selber gepflanzt, gesponnen und gewoben habe.

Wie von ungefähr pflegte dann ein schalkhafter Schimmer in den klugen Äuglein des Alten aufzuleuchten. Sein ungeheurer Mund zog sich langsam ein wenig auf die Seite, so daß der eine Winkel beinahe mit dem linken Ohr in Berührung kam und sein Gesicht einem unregelmäßig gewachsenen Apfel glich, dessen Butzen sich stark verschoben hat. Immer, wenn der Gräbenrieter Jost so aussah, wußte ich

genau, daß nun die Geschichte von seinem Großvater Sameel und dem schwarzen Gaul kam.

Der Großvater war als junger Kerl spät nachts mit einem Kameraden von der Zimmerwalder Kilbi heimkehrend über den Berg gekommen. Als die zwei, vom Tanzen und Schlegeln müde, in halbem Schlaf hinten über die Nachtweid gingen, auf der man nach damaligem Brauch das Zugvieh nachts frei herumlaufen ließ, wollte es der Zufall, daß der Großvater über einen auf dem Rasen liegenden schwarzen Gaul hinfiel. — Bei dem schwarzen Gaul angelangt, kam die Erzählung regelmäßig in einen schnelleren Fluß. „Der Klepper, nicht faul, springt auf und davon, mein Großvater kann sich mit Not auf ihm festmachen. ‚Meel bätt! Meel bätt!‘ ruft ihm der Kamerad nach. ‚Ja, kannst dann lang beten, wenn er dich schon hat!“ gibt ihm der Großvater zurück, denn er glaubt auch nichts anderes, als daß er es mit dem leibhaftigen Gottseibeiuns zu tun habe. Der Gaul läuft derweil in einem Galopp durchs Dorf und nach dem Gräbenriet hinaus, wo er daheim ist und bleibt vor seiner Stalltüre stehen. Wer kommt auf das Getrappel mit der Laterne aus dem Haus, nur halb angezogen? Nicht des Teufels Großmutter: nein, die meinige! Das heißt, damals war sie es noch nicht, damals war sie des Gräbenrieters Anna, ein Maitli, wie man braver und anstelliger, dazu um und um wohlgemachter auf zwanzig Stunden

weit kein zweites finden konnte. Wie mein Großvater sie ansieht, geht ihm ein Licht auf, er denkt bei sich: Gaul, jetzt hast du weiß Gott dein Gnadenbrot verdient! Während Anneli das Roß anbindet, fragt' er sie, ob er nicht, um dem Schreck aus den Gliedern zu bekommen, einen Schluck Wein trinken dürfe in der Stube? Das Anneli sagt: Zwei für eines, und damit ist der Handel angesponnen gewesen. Den Wein hat er stehen lassen, aber die Großmutter — immer des Gräbenrieters Anneli — hat er in die Arme genommen und verküßt. Sie sind an diesem Abend einig geworden, das Anneli hat ihm bekennt, daß es die halbe Nacht am Fenster gesessen und sich Gedanken gemacht habe, weil einer, der jetzt neben ihm sitze, an die Zimmerwalder Kilbi gegangen sei, ohne ihr ein Sterbenswörtlein zu sagen. Item, nach einem halben Jahr haben die zwei Hochzeit gemacht, und der Großvater hat sich, weil das Anneli — jetzt richtig meine Großmutter — einzige Tochter gewesen, auf dem Gräbenriet eingeweibt. So ist's gegangen und nicht anders. Dem Gaul hat man noch fünf Kinder auf den Rücken setzen können, wovon mein Vater das erste gewesen ist. Und darum hat man auch auf dem Gräbenriet immer eine Vorliebe für Rappen gehabt, obschon ein schöner Brauner auch kein Untier ist!"

Nach dieser Geschichte kam der Alte oft unversehens ein wenig ins Studieren. Ja ja, man sage

halt nicht umsonst die gute alte Zeit! Die Bräuche, alles sei viel anders geworden. Manchmal dünke es ihn auch, die Sonne habe ein wenig von ihrer alten Kraft verloren. Der Hofer-Elias behaupte sogar, sie scheine ihm nicht mehr ganz so weit in die Stube hinein wie früher, er habe an der Wandbank extra eine Kerbe eingeschnitten. Aber das alles käme vielleicht davon her, weil es mit dem Glauben nicht mehr ganz so gut bestellt sei wie früher.

Während wir dann wieder unter Hüst und Hott weiter ackerten, machte der Zeigerhaniß manchmal noch für sich allein ein paar Betrachtungen. „Die Welt ist eineweg schon sehr alt“, sagte er einmal, „und wenn immer alles schlechter und nie etwas besser geworden wäre, könnte man es schon längst nicht mehr darauf aushalten.

Mein Tagebuch. Das Zweifrankenstück.

Nun muß ich ein wenig von meinem Tagebuch berichten, das die vier Lehrjahre beim Zeigerhaniß gleichsam mit mir gelebt hat, ein heimlicher, verschwiegener Freund, zu dem ich mich je und je zurückziehen konnte, um dann erst recht mit meinem Fürchten und Hoffen und mit meiner verwunderten Einfalt allein zu sein. Diese armseligen Blätter erzählen mir noch heute davon, wie viele Dinge es

braucht, um ein junges Leben auszufüllen, wie mancherlei Töne oft in einem einzigen Tag anklingen können.

Der Schulmeister von Hohenegg, meines Meisters Bruder, war ohne sein Wissen schuld daran, daß ich eines schönen Sonntagabends meine erste Lebensurkunde, die mit Hilfe eines Leinenfadens zu einem schmalen Notizbüchlein vereinigten Schulheftseiten aus der Versenkung meines Kastenverschlages herausnahm und ihr von Stund an den etwas stolzer klingenden Titel gab: Tagebuch für Gideon Reich. Der Vetter Kasper, wie der alte Lehrer im Hause des Zeigerhaniß für gewöhnlich hieß, hatte mir nämlich auf ein Brieflein von Frieda hin neben ein paar andern Büchern die Geschichte von Robinson gesandt, und die Art und Weise, wie dieser merkwürdige Inselmensch über alle seine Erlebnisse Buch geführt, hatte mir in hohem Maße eingeleuchtet und mich zur Nachahmung angespornt.

Im Anfang schrieb ich fast jeden Abend ein paar Worte in mein Büchlein hinein; kurze Notizen über alles was den Tag über Wichtiges geschehen und geschafft worden war. Es dauerte lange, bis mir das Tagebuch etwas anderes, als ein ziemlich einseitiges Arbeitsverzeichnis bedeutete. So ist zum Beispiel für alle Zeiten darin niedergelegt, daß wir an dem und dem Tag auf der unteren Breite die letzten Kartoffeln gesteckt, die eine Hälfte Bodensprenger,

die andere Hälfte Rotaugen; daß wir am 3. Mai gleichen Jahres mit dem Umgraben der Reben fertig geworden und daß die Heuernte des schlechten Wetters wegen diesmal bis zum Ulrichtage gedauert habe. Nie vergaß ich abends einzutragen, wie es heute beim Ackern gegangen, oder ob meine kleine Sternensense gut oder schlecht gedengelt gewesen sei.

Aber nach und nach fand ich an diesen trockenen Eintragungen doch kein Genügen mehr. Ich hielt es für angezeigt, hier und da eine Glosse zu machen und mich selber über meine Meinung zu fragen, die ich dann bereitwillig, manchmal sogar etwas vorlaut, zum besten gab. Und unversehens kamen mir außer der Arbeit auch andere Dinge wichtig vor. Zum Beispiel, daß Frieda wieder ganze zwei Tage bei Mettauers in den Reben geschafft oder beim Ernten geholfen; daß Frau Esther in der Küche etwas wegen dem Noldi zu Haniß gesagt habe, worüber dieser einen halben Tag lang kleinlaut gewesen sei.

In meinem Tagebuch kann ich es heute lächelnd nachlesen, wie das Merkwürdige gekommen ist damals, wie aus dem kleinen Wohlwollen, das mich gleich vom ersten Tage an heimlich mit Frieda verband, nach und nach eine tiefe, verschwiegene Zuneigung wurde, die ich noch jetzt nicht aus meinem Leben wegwünschen oder wegdenken mag.

Jede Arbeit bekam ein anderes Gesicht, wenn

Frieda mit auf dem Felde war. Nach wie vor nahm ich die kleinen Neckereien aus ihrem Munde mit einem gewissen Behagen hin. Sogar wenn sie eine Anspielung auf jenes Buchzeichengeschichtlein machte und mir vorhielt, ich sehe halt das Mineli Stürler immer noch ein wenig gern, blieb ich gelassen, es war mir gar nicht möglich, ihr etwas ernsthaft übel zu nehmen. Dennoch empfand ich es als eine Art Erleichterung, als der Nachtwächter Stürler wirklich eines Tages mit Kind und Kegel aus der Burdi auszog, um es „im Schaffhausischen zu probieren", wie er sagte.

Nichts freute mich so sehr, wie die Gewißheit, daß außer mir niemand um mein angenehmes Geheimnis wissen oder es jemals erfahren konnte. Ich verhehlte dieses Geheimnis sogar vor mir selber mit verständigen und gewählten Bemerkungen in meinem Tagebuch, in denen ich mich unter anderem zu der Behauptung verstieg, es sei ganz unmöglich, im Leben mehr als ein Mädchen gern zu haben, für mich komme einzig Margritte Stamm in Betracht. Daneben konnte ich die seltsame Beobachtung machen, daß meine Knabenliebschaft mich bereits mit fremden, beinahe wesenlosen Augen von weitem anblickte, fast wie wenn ich von jenen Festtagen wie von der Malerei nur geträumt hätte. Ich sah Margritte selten, und es schien mir, sie sei noch stolzer und in sich gekehrter geworden. Wenn

ich mich heimlich ein wenig darüber freute, daß sie jetzt von Hans Kinsperger nichts mehr wissen wollte und den Schulweg nach Trüb in eigensinniger Weise immer allein machte, so dachte ich dabei nur an Hans, dem ich diese Zurücksetzung sehr gern gönnte. Ja, als mir Jaköbli Stocker einmal nach der Kinderlehre unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit mitteilte, daß Margritte elend in des Fabrikherrn Wagenmanns Erwin in der dritten Klasse verkracht sei, und daß er mir von den zweien noch viel mehr sagen könnte, da ging mir das innerlich nicht sehr nahe; höchstens daß ich nun meine erste Untreue oder Unbeständigkeit annähernd ebenso entschuldbar fand, wie die wunderliche Hinneigung zu dem viel älteren Mädchen. Diese neue, freilich sehr einseitige Liebschaft bereitete mir im stillen ein viel ungetrübteres Vergnügen als die erste; ich konnte jederzeit fast nur mit innigem Frohsein daran denken. Denn alle meine Wünsche und Gedanken waren knabenhaft, gleich neben dem Gernsehen war das Verzichten daheim. Meine Sorgen drängten sich einzig um Friedas Wohlergehen. Den reichsten und stolzesten Burschen im Dorfe mußte sie haben, billiger tat ich es nicht. Etwa den Winterhalder-Heinrich. Wenn dieser im Vorbeigehen ein Scherzwort zu ihr sagte, oder wenn er gar eines Sonntagnachmittags an unserm Lattenhag stehenblieb, Friedas Blumengärtchen rühmte und sich von ihr eine Monatrose

oder eine weiße Nelke ins Knopfloch stecken ließ, dann klopfte mein Herz in selbstloser Genugtuung. Ich ermangelte nicht, das große Ereignis in mein Tagebuch einzutragen, gewöhnlich mit der Randbemerkung, daß ich ihr so einen ruhigen und ernsthaften Hochzeiter doch zehnmal eher gönnen würde, als zum Beispiel den Torbrunner-Noldi, der zu allen Mädchen Späße sage und von dem man nie wisse, wie er's meine.

Mich selber ließ ich bei solchen Betrachtungen ohne weiteres aus dem Spiel. Wenn auch auf einem meiner Tagebuchblätter die scheinbar nicht ganz harmlose Notiz zu lesen ist, auf der Winterhalde seien, soviel man höre, die fremden Leute in Lohn und Essen gut gehalten und in einem gewissen Falle möchte ich später so wie so einmal dort als Meisterknecht oder so etwas eintreten, so kann ich hier des bestimmtesten versichern, daß bei der Ausarbeitung solcher Zukunftspläne meine Träume keineswegs herrenlos schweiften, daß mir vielmehr alles weltenferne lag, was nicht redlich und einfältig ist. —

Eine fast ebenso bedeutende Rolle, wie Frieda, spielte in meinen Aufzeichnungen eine Zeitlang die Base vom Wäldihofe; ja sogar mein Götti brachte es fertig, daß ich ein- oder zweimal mit einem gewissen Wohlwollen seiner gedachte.

Die Base Käther, deren Krankheit glücklicherweise eine Wendung zum Bessern genommen hatte,

kam nun jede zweite Woche einmal ins Dorf herab und vergaß nie, bei uns einzukehren. Sie freute sich, daß es mir so wohl ging und daß der Zeigerhaniß so gut mit mir zufrieden war. Jedesmal durfte ich sie noch ein wenig durch den Wald hinauf begleiten, wobei sie mir verständig zuredete und mir mancherlei liebe Verheißungen gab. Zum Beispiel, daß ihr Sparheft mit dem heimlich errackerten und erschundenen Kleingeld wohl später doch einmal ausreichen werde um der Armenpflege alles zurückzubezahlen, was ich gekostet habe. So bekäme ich dann sauberen Tisch und es könne mir später kein Mensch etwas vorhalten. Und sie werde mir auch sonst noch in manchem helfen können, wenn sie das Leben habe.

Ganz unverhofft tat mir auch der Wäldihof nach langen Jahren wieder einmal seine gastliche Türe auf, und zu meiner großen Verwunderung war es der Götti selber, von dem die Einladung ausging. Ich war an einem heißen Sommernachmittag auf dem Waidacker mit Rübenjäten beschäftigt, als er hemdärmelig, den schweren Rock am Arm tragend, mit rotem, verschwitztem Gesicht den Fußweg herab und an mir vorbeikam. Er stand bei mir still und fragte leutselig, wie es mir gehe und warum ich nicht schon lang einmal habe sehen wollen, was auch der Götti und die Base Käther machten? Dabei rieb er sich beständig mit dem roten Schnupf-

tuch den Schweiß aus den verkniffenen Augen. Er kam auch auf die Arbeit, die ich machte, zu reden und meinte in ziemlich abschätzigem Tone, das sei eine Weiberarbeit, bei ihm auf dem großen Wäldi gäbe es für so einen wohlgewachsenen Dienstbuben andere Beschäftigung. So wie so sei es auf einem anständigen Hofe kurzweiliger zu schaffen, als auf so einem Taunergütli. Bei ihm werde mit der Pferdhacke gefahren; und mit einem Roß Klee einzuführen, sei allweg auch kurzweiliger, als mit dem Stoßkarren. Nun, es sei ja recht, wenn ich es bei der Schinderei aushalte, das sei ein Zeichen von Geduld.

Als er weg war, machte ich mir noch lange meine Gedanken. Besonders das wegen dem Pferd hatte mir sehr eingeleuchtet. Was wohl Frieda dazu sagen würde? ...

Der Götti ließ es sich nun nachdrücklich daran gelegen sein, meiner Arbeitskraft nachzustellen und mich vom Zeigerhaniß wegzulocken. Doch seine Mühe war nicht mit Erfolg gekrönt, denn an der Base Käther hatte er eine zähe und entschlossene Widersacherin, die heimlich alle seine Anschläge geschickt durchkreuzte. So gern sie mich auf dem Wäldi haben möchte, so etwas gehe nicht an, sagte sie bestimmt. Schon allein das gehe nicht an, einen halbwüchsigen Knaben neben das Gesindel von herabgekommenen und versoffenen Leuten zu tun, wie sie der Götti in der Herberge und von der Straße auf-

lese, nur weil er meine, mit solchen Kreaturen um ein paar Rappen billiger zu fahren.

So blieb ich zum Glück, wo ich war, und nicht zuletzt mein heimliches Wohlgefallen an Frieda war schuld, daß ich mich innerlich hierüber freute. Denn mit einem Roß über Hof und Feld, ja vielleicht einmal durchs Dorf zu kutschieren, das wäre halt doch auch etwas gewesen!

Ich kann nicht sagen, daß sich Frieda besondere Mühe gegeben hätte, mir meine Sorgen um ihre Zukunft zu erleichtern oder abzunehmen. Es kam mir geradezu unverständlich vor, daß sie den schüchternen Winterhalder nach wie vor mißachtete und sich sogar über ihn lustig machte, während sie im Gegenteil an Noldi förmlich den Narren gefressen zu haben schien und mit sichtlichem Vergnügen so oft als möglich zu Mettauers taglöhnen ging. Schors Schwengeler, der damals etwa auf dem Torbrunnenhofe als Ackerbub aushelfen mußte, hinterbrachte mir mit vielsagendem Augenzwinkern allerlei Klatschereien, von denen ich ihm zwar nicht die Hälfte glaubte, die mir aber heimlich doch viel zu schaffen machten. Das eine Mal wollte er bemerkt haben, wie der Noldi eine halbe Stunde lang seelenallein bei der Frieda in der Waschküche gestanden und wie es eine Weile ganz mäuschenstill drinnen gewesen sei; oder dann war Frieda eines Abends vor dem Heimgehen noch zu Noldi in die Futter-

tenne hineingegangen, warum wisse er nicht ... Eineweg mache der Noldi immer ein Gesicht wie ein Laubkäfer, wenn er die Frieda ansehe. Und einmal beim Vesperessen auf dem Nächstacker habe er seine Klobenfinger extra auf ihre Hand gelegt und sie habe nicht dergleichen getan, als ob sie es merke. Er, Schors, habe natürlich nebenaus gesehen, aber er sei halt in solchen Sachen nicht von Simpelfingen und wisse schon die längste Zeit, wo der Storch über den Winter daheim sei.

Ich machte mir eine ernsthafte und unendliche Arbeit daraus, auf Frieda und Noldi acht zu geben und ihr Tun mit Argusaugen zu überwachen; besonders da der Noldi nach und nach immer öfter in unser Haus kam, während er daneben, wie mir Schors Schwengler sagte, bei jeder Gelegenheit auch mit der Steffen-Julie schön tat.

Friedas Eltern schienen ihrerseits blind zu sein, was mich oft in wirklichen Zorn brachte. Tag und Nacht studierte ich daran herum, wie ich sie am wirksamsten vor der drohenden Gefahr warnen könnte; aber nie wagte ich ein Sterbenswörtchen laut werden zu lassen aus Furcht, Frieda könnte es mir übelnehmen.

Nicht am wenigsten ärgerte ich mich, wenn ich für die jungen Leute den heimlichen Botengänger und Liebesbriefträger spielen mußte. Frieda machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, mir hin und wieder abends ein verklebtes Zettelchen für Mettauers

zu übergeben mit der Zumutung, den Bericht ja niemand anderem als Noldi selber auszuhändigen.

Ich empfing und besorgte diese Aufträge immer mit ingrimmigem Schweigen, brachte auch die Antwort jeweilen mit ähnlichem innerem Behagen aber immer unverletzt in Friedas Hände zurück und wurde auf diese Weise der zuverlässige Vertraute und scheinbare Verbündete der Beiden. Frieda schien ganz genau zu wissen, wie es um mich stand und daß sie ganz nach Belieben über mich verfügen konnte. Sie hatte manchmal ein ganz sonderbares Lächeln um die Lippen, wenn sie mir wieder etwas auftrug. Aber ich brachte es nicht ein einziges Mal übers Herz, den im Zorn gefaßten Beschluß auszuführen und eines der Brieflein in die unrechten Hände abzugeben.

Die beiden trieben es nach und nach für meine Begriffe etwas arg, sie gingen sich, wie man sagt, nicht mehr aus dem Wege. Als Frieda einmal in den abgelegenen Zeislerreben Schosse aufheftete, während ich nebenan mit der Hacke schaffte, kam der Torbrunner-Noldi an den Reben vorbei, ganz zufällig, wie er behauptete, obschon ich mich daran erinnerte, daß ich ihm eben so zufällig gestern abend ein Brieflein hatte überbringen müssen. Nun bemerkte Frieda zufällig, daß sie zu wenig Bindstroh bei sich hatte, und schickte mich fast eine halbe Stunde weit heim, um einige Bündchen zu holen. Zur Vorsicht zählte ich vor dem Weggehen mit den Augen die aufge-

hefteten Rebenzeilen und konnte bei der Rückkehr zu meiner Genugtuung feststellen, daß sie in der Zwischenzeit nur um drei Reben weitergekommen war.

Am gleichen Abend kam der Noldi noch in irgendeiner Angelegenheit zum Zeigerhaniß hinauf und trank ganz harmlos Most in der Stube. Da ihn Frieda jedesmal hinaus zu begleiten pflegte, versteckte ich mich rechtzeitig hinter Steinlis Scheuerbirnbaum, um die beiden einmal richtig belauschen und dann alles an den Tag bringen zu können. Ich mußte mehr als eine Stunde warten. Als sie endlich herauskamen, hatte mich der Noldi sogleich bemerkt. Er sagte mit königlicher Gelassenheit: „Geh' nur hinein, Gideon, die Scheuerbirnen fallen noch nicht, und du frierst ja barfuß dort im nassen Gras." Frieda glaubte noch hinzufügen zu müssen, daß sie und der Noldi gar kein bißchen Angst hätten allein, es sei ihnen noch nie etwas passiert.

Am andern Morgen sprach mir der Zeigerhaniß beim Kleeholen in besorgter Weise zu, ich solle dann allenfalls das wegen dem Arnold und der Frieda, wenn ich etwas gemerkt habe, für mich behalten. Es gehe jetzt vorläufig, bis es ganz sicher sei, noch niemanden etwas an.

Am Sonntag darauf begegnete mir der Noldi auf dem Wege zur Kinderlehre. Er gab mir auf der Straße neben Stettlers-Wolfgangs Krautgarten ein Zweifrankenstück und sagte, er sei zufrieden mit

mir, ich hätte meine Sache bis jetzt brav gemacht. Ich behielt das Geldstück während der Kinderlehrstunde in der Hand und fühlte und rieb daran. Daheim versorgte ich es in dem verborgenen Schubfach meines Kastens, da wo es am tiefsten ist.

Frieda fragte mich beim Abendessen, ob ich mit dem Botenlohn zufrieden sei? Dabei lächelte sie wieder so merkwürdig in sich hinein; nicht anders, als wenn sie mich noch einmal in den Brunnentrog gestellt hätte.

Burdi-Leute.

Mit der Zeit fing ich an, auch ein wenig auf unsere Nachbarn auf der andern Seite der Straße, auf die Burdi-Leute acht zu geben; doch finden sich in meinem Tagebuch nur ein paar kurz hingeworfene Notizen über sie vor. Da heißt es unter anderem: „Heute das Pfund den Heultag gehabt," oder: „Heute bei Schwengelers wieder ein Fraß gewesen." Und dann auf der folgenden Seite, ganz nebenbei: „Heute der Kreienhofer in der Burdi sich das Leben genommen."

Der alte Kreienhofer war eigentlich fast der erste Insasse der Burdi, mit dem ich mich im stillen beschäftigte. Meine Anteilnahme war dadurch wachgerufen worden, daß das Schicksal des infolge Bürgschaft plötzlich verarmten Bauern bei uns eine Zeit-

lang das Tischgespräch bildete. „So einer hätte nicht in die armen Tage kommen sollen, er macht sich zu viel daraus,“ behauptete der Zeigerhaniß jedesmal, wenn von ihm die Rede war.

Der Kreienhofer ging beim Birchenschwengel aus und ein, der je und je derlei Not-Kostgänger von der Armenpflege zugewiesen bekam und sie so gut und so schlecht es eben gehen wollte gegen ein ganz geringes Wochengeld am Leben erhielt. Wer es ihm treffen konnte und seine Sprüche gelten ließ, der kam beim Schwengeler ganz leidlich davon. Aber den Kreienhofer hatte er „auf dem Strich“, wie er sagte. „So ein Hochmutskalb ist mir noch nie in die Finger gekommen,“ hörte ich ihn einmal beim Steinli-Nöggel schimpfen; „so ein Mostkopf, der die armen Leute noch anspeien will, wenn er selber nicht mehr über eine Laus Meister ist! Der meint gewiß, man werde noch in der Ewigkeit auf die hinteren Beine stehen und das Männlein machen vor ihm, weil er einmal mit zwei Rossen zu Acker gefahren ist! Wenn das Bett zu kurz ist, macht man die Beine krumm, und wer sich nicht schicken kann, über den soll sich die Welt lustig machen.“

Der alte Kreienhofer konnte sich nun eben nicht schicken, er stand seinem Schicksal gänzlich verständnislos gegenüber. Aus der grenzenlosen Verachtung, die er jedem seiner neuen Haus- und Lebensgenossen entgegenbrachte, machte er kein Hehl, er ging an ihnen

wie an Aussätzigen vorbei. Manchmal, wenn er in sich zusammengesunken auf dem Bänklein neben Schwengelers Haustüre saß, fuhr er plötzlich wie aus einem Traum erwachend empor und sah an den Wänden und Fenstern hinauf, als wollte er sich immer wieder überzeugen, ob es denn wirklich wahr sei? An schönen Tagen, wenn die Leute draußen geschäftig ab und zu gingen, pflegte der gebrechliche Mann stundenlang im halbdunkeln Holzschöpflein zu stehen und durch eine Bretterluke auf die Dorfstraße hinaus zu lauern. „Exakt wie ein gestorbener Mensch, der nun zusehen muß, wie es auf der Welt ohne ihn geht," sagte der Zeigerhaniß, wenn er ihn beobachtete. „Es ist einfach zu viel für ihn."

Hin und wieder lief der Kreienhofer aus der Burdi weg und ließ sich zwei oder drei Tage nicht mehr blicken. „Er meint immer, sein Tochtermann in Zimmerwald werde so dumm sein und ihn in Pension nehmen," spöttelte der Birchenschwengel. „Ja, wenn's halt einen Dreißigtausender zu erben gäbe, wie der Schalcher gemeint hat! Der weiß auch ganz genau, daß der Alte dem Käser Süßtrunk bloß aus purem Hochmut als Bürge hingestanden ist: ‚Seht einmal her, ich bin keine Angstmamsell! Ich, der Kreienhofer!' — Vom Hochmut hat er sich sozusagen ernährt, das ist sein Fressen gewesen. Jetzt nagt er sogar noch an dem abgeschundenen Knochen, der Aff'!"

Einmal, da der Kreienhofer wieder ein paar Tage fortgewesen, kam er auf dem Rückwege zu mir in den Stall herein. Er sah sich das Vieh an, ein Stück nach dem andern, lobte und tadelte, maß und schätzte ab und fragte zuletzt, ob die Ware dem Zeigerhaniß vielleicht feil wäre? Er habe da auf der andern Seite des Berges einen Bauerngewerb gekauft und müsse notwendig mehr Vieh einstellen. Seinem Kostgeber, dem Birchenschwengel, sagte er vor der Haustüre mit unsäglich geringschätziger Gebärde, er möge ihm dann bis morgen die Rechnung machen, er habe im Sinn, auszuziehen.

Am gleichen Abend, beim Zunachten, fand man ihn auf dem Estrich erhängt, und zwar zu oberst am Firstbalken, zu dem er nur mit Mühe auf einer elenden Leiter hatte hingelangen können. Der Armenpfleger Stocker sagte, als er den Bericht erhielt, das sehe dem Kreienhofer ähnlich, er habe immer oben hinaus gewollt.—

Der Birchenschwengel hielt es im großen ganzen mit den Vögeln des Himmels, die weder säen noch ernten, und die nichtsdestoweniger mit Freuden ihr Leben fristen. Er behauptete, man komme wunderbar durch die Welt, wenn man sich an das Vorhandene halte und den fleißigen Leuten nicht vor dem Schaffen sei. Der Esel, der das Korn in die Mühle trage, bekomme gewöhnlich nur die Spreu zu fressen. Da er sich ein wenig aufs Wildern verstand und ihm auch die Forellen im Steigerbach und in der Trüb

immer „in die Hände hineinschlüpften,“ wie er scherzhaft vorgab, war sein Tisch zuzeiten besser mit Fleisch versorgt als der manches wohlhabenden Bauern. In einem verlotterten Schweinestall hielt er sich das ganze Jahr drei bis vier graue Kaninchen, die ihn in die angenehme Lage versetzten, den Hasenpfeffer „eigen zu haben“. Die Kaninchen hatten, ähnlich wie das Handwägelchen voll Birkenreisig, das er sich je und je einmal an einer Holzgant in Krien erstand, die sonderbare Eigenschaft, nie alle zu werden, gleich dem Ölrestchen im Kruge der biblischen Witwe. Der Jäger Steffen im kleinen Wäldi gab zwar öfters der Mutmaßung Ausdruck, der Hasenstall in der Burdi sei größer als man meine, und der Schwengeler finde manchmal sogar einen Rehschlegel oder ein paar Rebhühner darin. Aber beweisen konnte Steffen nichts, und da er selber das Wildern auch nicht unbedingt zu den sieben Todsünden rechnete, so ließ er es beim Schimpfen bewenden. Die Bauern ihrerseits waren der Meinung, daß man vor gefressenem Wild keine Bäumchen mehr einzubinden brauche.

Noch ein anderer Umstand kam dem Birchenschwengel zustatten. Er hatte in jungen Jahren einmal einen Anlauf zur Erlernung des Metzgerberufes genommen und behauptete, wenn er auch damals in der dritten Woche aus der Lehre gelaufen sei, so nehme er es dank natürlicher Anlagen heute

noch mit jedem bessern Meister auf. Das brachte ihm den Vorteil, daß er dem Lindenmetzger in Trüb jeden Freitag beim Schlachten behilflich sein durfte, bei welcher Gelegenheit er neben allerlei brauchbaren Abfällen manches saftige Bratenstück und manche dicke Blutwurst nach Steig hinaufzuschmuggeln wußte.

Alle diese Eigenschaften und Fähigkeiten waren geeignet, in den Augen der Burdi-Leute eine Art Glorienschein um das Haupt des Birchenschwengels zu weben. Wenn dieser bei guter Laune war und „im Beruf Glück gehabt“ hatte, wie er sich ausdrückte, dann konnte es hie und da kleine Schmausgelegenheiten absetzen, bei denen auch der Most nach Bedürfnis floß; denn der alte Speckbirnbaum in Schwengelers Garten trug wirklich jedes Jahr; manchmal, wie man sich beim Mosten überzeugen konnte, sogar zwölf bis fünfzehn verschiedene Arten und nicht selten noch Äpfel dazu. Sämtliche Hausgenossen spielten bei solchen Festlichkeiten die Rolle der geladenen Gäste, während der Birchenschwengel, zugleich Wirt, Koch und Kellner, sich so recht als Mittelpunkt der Welt, als Vater und Anwalt der Bedrängten fühlte und auch als solcher gefeiert wurde. Einzig die Seilertöde war ruppig genug, ihm manchmal noch während des Essens Grobheiten zu machen, wie sie denn fast das ganze Jahr mit ihm in offener Fehde lebte.

Die Seilertöde oder „das Pfund“, wie sie Schwengeler für sich und andere getauft hatte, war eine alleinstehende Frauensperson, die zu jener Zeit das geringste und baufälligste der drei Burdi-Nester bewohnte und sich mit Taglöhnen und Rebarbeit kümmerlich durchschlug. Sie war trotz ihrer fünfzig Jahre ungemein wehrhaft und streitbar und lieferte dem Birchenschwengel fast jede Woche ein kleines oder größeres Wortgefecht, entweder von Haustüre zu Haustüre, oder dann durchs offene Küchenfenster. Da die beiden bei ihren Auseinandersetzungen und Schimpfereien die Altersverhältnisse ihrer Zuhörerschaft nicht besonders in Erwägung zogen, so hätten sie damit einem Anhänger der Aufklärungstheorie oft geradezu Entzücken bereitet; so wie sie einigermaßen die Behauptung des Kirchenpflegers Straßer erhärteten, die Burdi-Leute seien in gewissem Sinne der Sauerteig der Gemeinde. Die Einleitung lautete gewöhnlich: „Gäll, du schlechter Siech, hast wieder gefrevelt, daß es so nach Gesottenem und Gebratenem riecht in deiner Lasterbude!“ Worauf der Birchenschwengel, nicht faul, auf Nickel Kupfer herausgab: „Gäll der Käspeter ist halt wieder ein paar Abende nicht bei dir gewesen, daß du bloß Nudeln und Mais fressen mußt! Mit dir geht's halt hinten hinab, du bist eine alte Tulipane!“

In diesem Tone ging es weiter, bis dem Birchenschwengel zuletzt die Geduld ausging und

er mit einem Holzscheit oder mit dem Küchenbesen auf dem Kampfplatz erschien und die Töde sich keifend und fauchend in ihren Schlupf zurückzog.

Derlei kleine Uneinigkeiten hinderten jedoch den Schwengeler keineswegs, die Töde jedesmal ausdrücklich einzuladen, wenn es wieder einen sogenannten „Fraß" absetzen sollte; erstlich, wie er sagte, aus Neugier, ob sie kommen würde, und zweitens, weil es um Weibervölker doch immerhin eine kurzweilige Sache sei, besonders um so weit herumgefahrene. Ganz abgesehen davon, daß man immer gut daran tue, bösen Hunden Brot vorzuwerfen. Vielleicht werde er sie später ganz zu sich nehmen, nur um den Krieg mit ihr bequemer führen zu können.

Das Merkwürdigste an der Seilertöde war, daß sie von Zeit zu Zeit ihren Heultag hatte. Sie schloß sich dann in ihrer Stube ein und weinte und heulte unausgesetzt einen ganzen Nachmittag lang, oft bis in den Abend hinein. Mitunter, wenn sie vergessen hatte, die blauen Vorhänge zu ziehen, konnte ich sie von meinem Kammerfenster aus beobachten, wie sie aufrecht am Tische saß, die Arme schlaff ausgestreckt vor sich hingelegt, und hin und wieder in schwere Weinkrämpfe verfiel. „Es beelendet sie halt, daß sie in der Burdi ist," erklärte mir der Zeigerhaniß auf meine neugierigen Fragen ausweichend. Schors Schwengeler aber belehrte mich mit der Überlegenheit des Wissenden, die Töde

sei nur wild darüber, daß es dem Haldenhöfler so gut gehe und er sogar in Ehren und Ämter komme. Denn sie sei als jung seine Haushälterin und eine Art Schatz von ihm gewesen. Aber zuletzt habe er alles auf einen Knecht hinausgeschupft, wie es halt die großen Herren zu machen pflegen. Aus lauter Wildi sei die Töde nachher in die Stadt gegangen und ein Fräulein geworden. „Weißt, ein anderes," betonte Schors jedesmal mit pfiffigem Gesicht. „Jetzt hat sie es halt nicht mehr so schön wie damals, und das fuxt sie, wenn sie daran denkt."

Unter den Kostgängern, die dem Birchenschwengel ins Haus hereingeschneit kamen, manche unter freundlicher Begleitung des Trüber Landjägers, gab es bisweilen recht wunderliche und eigensinnige Käuze. Alte Steiger Heimatgenossen, von denen manche das Dorf nie gesehen hatten, während andere in jungen Jahren mit gutem Wind in die Welt gezogen waren, aber, wie Schwengeler sagte, auf der Straße unachtsam gewesen und sich von ihren lieben Mitbrüdern und Schwestern in den Seitengraben hatten drängen lassen. Ausnahmsweise waren oft gleich ihrer zwei oder drei zu verpflegen, besonders zur kalten Jahreszeit. „Es friert die Kunden wieder an die Schuhnägel," meinte Schwengeler, wenn wieder so ein Wintergast ankam. Er nannte sie „Konfirmanden", weil sie auch wie diese den stillen Vorsatz hätten, nach Ostern ins Leben hinauszutreten.

Ich meinerseits nahm jede Gelegenheit wahr, mir die merkwürdigen Menschenkinder aus der Nähe anzusehen und freundete mich zu diesem Zwecke mit Schors hin und wieder vorübergehend an. Um gute Lehren bin ich in der Burdi selten reicher geworden und ich begriff ganz gut, daß Frau Esther gegen meine Besuche bei Schors Schwengeler fortwährend Einsprache erhob. Indes hatte die Meinung des Zeigerhaniß, die dieser etwa begütigend für mich geltend machte, doch auch etwas für sich; es würde mancher die armen Leute weniger verachten, wenn er mehr von ihnen wüßte.

Den tieferen Sinn der seltsamen und oft sehr törichten Gespräche der Burdi-Gäste, nach denen jeder einmal seine große Zeit gehabt und irgendwie eine Rolle gespielt hatte, habe ich erst später verstehen gelernt. Aber eines trat mir doch schon damals dunkel ins Bewußtsein: keiner von allen diesen Menschen hatte vor Jahr und Tag daran gedacht, daß sein Weg zuletzt im Armenhause ausmünden würde. Alle haben sie einmal ihre Träume gesponnen und ihre heimlichen Gärten gehabt, mit Blumen darin; aber sie sind ihnen vom Leben zertrampelt worden.

Der eine und andere von des Birchenschwengels Pfleglingen vermochte seine Herkunft aus dem Oberdorf nicht ganz zu verleugnen, denn irgendeine Idee hatte sich fast bei jedem erhalten oder mit den

Jahren festgesetzt. Da war zum Beispiel der „Korpus", der sich im Jahrhundert geirrt hatte. Den Zunamen legte ihm Schwengeler bei, weil er noch als alter, herabgekommener Kerl ein schmutziges Restchen von den Korporalschnüren aus seiner Militärzeit durch dick und dünn mit sich trug und sich um keinen Preis von diesem Zeichen einstiger Größe getrennt hätte. Der „Korpus" war der Ansicht, daß es für einen Menschen in erster und letzter Linie auf das Jahrhundert ankomme. In jedem stecke irgend etwas, aber fast allen „verkaibe" es das Jahrhundert. So hätte aus dem Derfflinger auch niemals ein Feldmarschall werden können, wenn er nicht zufällig das richtige Jahrhundert getroffen hätte. Er selber hätte unter gleichen Umständen genau die gleiche Karriere gemacht, denn seine Ernennung zum Unteroffizier sei etwa kein blöder Zufall gewesen. Aber an seinem Jahrhundert könne der Mensch eben nicht herumdoktern. Und ganz sicher wäre er auch nie ins Trinken gekommen, wenn er seinen Trang — er sprach das Wort hartnäckig mit einem starken „T" — auf richtige Weise hätte befriedigen können.

Etwas bescheidener als der „Korpus" war sein Weggefährte Jakob Schälchli, dessen Weltanschauung auf der Ausgleichungstheorie fußte. Immer, wenn die Natur den Bengel zu weit geworfen habe, müsse es ihn notwendig wieder „zurückhauen"; wie

es denn bekannt sei, daß berühmte Männer meistens nur mittelmäßige Nachkommen zu erzeugen vermöchten. Aus eben dem Grunde sei auch er, Schälchli, punkto Anlagen etwas zu kurz gekommen. Denn jedes Kind auf der Steig wisse doch, daß sein Vater volle zweiunddreißig Jahre im Gemeindrat gesessen, und daß die Leichenpredigt, die der Pfarrer Großmann bei seinem Ableben gehalten, beinahe die Kanzel verjagt*) hätte.

Jakob Schälchli war auf Grund seiner Anschauung geneigt, seine eigene Ehe- und Kinderlosigkeit fortwährend aufs lebhafteste zu bedauern, da seine Nachkommen ohne Zweifel wieder „auf die erste Liste" hätten kommen müssen. Dieser Ansicht pflichteten allerdings weder seine Steiger Altersgenossen noch der Birchenschwengel unbedingt bei. Der letztere meinte sogar einmal, wenn die Theorie richtig wäre, so hätte ganz gut schon Schälchli's Vater, der „ewige Gemeindrat", gescheite Kinder in die Welt setzen können.

Wenn das Leben anklopft.

Das Jahr ist nirgends so kurz, wie im Bauernkalender. Die Arbeit reiht leise und unvermerkt einen Tag zum andern, kein einziger vergißt es, den kommenden zu mahnen, was nun drängt und was

*) zersprengt.

geschafft sein muß. Schaffen und Dasein sind innig und, wie wir meinen, unlöslich miteinander verknüpft, das kleine Leben steht ganz im Stern und Zeichen des Fleißes.

Aber wenn wir rückblickend aus der Ferne hinsehen, sind die Mühen und kleinen Dinge des Alltags still beiseite gerückt, und wir staunen, wie viel Liebes und Merkwürdiges uns die scheinbar ohne Gruß vorbeigegangene Zeit gebracht, um wie manches unverlierbare Lebensgut sie uns bereichert hat. Die Arbeit der Hände ist fast vergessen, wir haben nur noch Kunde von dem, was uns neben ihr innerlich beschäftigt hat: von der großen Arbeit der Seele.

Ich weiß von einem versonnenen Frühsommernachmittag, mein Meister und ich waren auf der obern Breite mit Kartoffelhacken beschäftigt und es fiel mir auf, daß er dabei öfter als sonst an der Hacke stehen blieb und nach dem Stelzenhof hinabsah, den man von unserem hoch an der Halde gelegenen Acker aus bequem überschauen konnte. „Es ist wahr, es liegt nicht bald ein Höflein so schön in der Sonne," sagte er einmal halblaut zu sich selber, und fing dann nach einer Weile stärker zu arbeiten an, als ob ihn etwas innerlich erzürnt hätte.

Während der Rastzeit war er zuerst einsilbig und gab kaum Bescheid, wenn ich dies oder das von ihm wissen wollte, zum Beispiel, was für eine

Apfelsorte der umgepfropfte Baum, unter dem wir saßen, vorher getragen habe, oder ob von den unteren Breiteäckern früher auch welche zum Stelzenhof gehört hätten?

Plötzlich fuhr er ganz unvermittelt in hartem Zorne heraus: „Ein schlechter Hund ist er gewesen! So eine Untat ist vorher und nachher nie verübt worden!"

Er besann sich ein wenig und schlug dann einen andern Ton an, als bereue er seine ungezügelte Heftigkeit. „Man sollte zwar nicht von dem anfangen. Es ist jetzt wie's ist. Aber man kann nichts dafür, manchmal übernimmt einen die Wut, wenn man daran denkt. Und so ein Kind bist du jetzt auch nicht mehr, daß man es dir nicht sagen dürfte. Ich habe es lang genug in mir verwürgen müssen. Aus den Händen herausgestohlen hat man deinem Vater jenes Höflein! Und er wäre vielleicht heute noch da, wenn das nicht über ihn gegangen wäre. Damals, in den bösesten Jahren hätte man auf gleiche Art jeden dritten Bauer auf der Steig über den Haufen rennen können. Aber was der Stöckerli vorbrachte, das galt in jener Zeit bei den Bankherren für ein Evangelium, und wem er den Riegel steckte, der war geliefert. Den Netstaller im Loo hat er auch auf dem Gewissen. Freilich, dann haben sie es endlich gemerkt und ihm den Schuh gegeben. Es hätte früher geschehen können.

„Weißt du, eine Gant, wie die Stelzenhofgant, ist nie gewesen, seit es auf der Steig ein Heimwesen gibt. Der Stöckerli hat hinterrücks von einem Stuhl zum andern schleichen müssen: ‚Bietet doch nicht wie die Narren! Die Bank kommt ja doch auf die Schatzung, was brauchts denn noch mehr?‘ Hätte der Schreiber Schalcher nicht so auf die Sohrenwiese gesperbert, so müßte es wohl schon damals Luft gegeben haben. Die hat ihm der Stöckerli wohlweislich gelassen. Ihm ist es nur um das Holz und um die Lugetenäcker zu tun gewesen. Mich wunderts, daß er sich nicht jetzt noch schämt, eine Scholle darauf zu kehren oder ein Stäudlein von dem gestohlenen Holz heimzuführen!“

Damit stand der Zeigerhaniß auf und wir gingen wieder an die Arbeit. Er sprach kein Wort mehr von der Sache und schaffte nachdenklich und in sich gekehrt. Aber als er bemerkte, daß ich jetzt hin und wieder nebenaus und nach dem Stelzenhof hinunter schielte, blieb er einmal an der Hacke stehen und sah mich lange forschend an. Ich fühlte seinen Blick wohl, tat aber nicht dergleichen.

„Ich bin jetzt nicht ganz sicher, ob dir so etwas in den Kopf geht; halt so, wie ich es gemeint habe,“ fing er eindringlich zu reden an, während ich unwillkürlich mit der Arbeit innehalten mußte. „Es ist manchmal gut, wenn ein junger Mensch Wissen bekommt von Dingen, die ihn auch angehen. So

etwas kann einem, wenn er nachdenkt, in die Knochen fahren, und er kann davon einen festen Schritt bekommen. —

„Weißt, es haben nicht viele erfahren, wie es dein Vater aufgenommen hat damals. Wie er bei Nacht auf dem Felde umhergelaufen und bei Tag vor den Leuten Umwege gemacht hat. Und daß er sich die Krankheit an jenem Abend aufgelesen hat — — halb mit Fleiß ... Wenn ich dir das nicht einmal gesagt hätte, wäre ich ein Schelm! — Nicht deswegen nur sage ich es dir, weil ich das jemanden in die Hand versprochen habe. Nein, ganz von mir aus ..."

Er hackte wieder scheinbar gelassen weiter. Aber der scheue Blick, mit dem ich ihn von der Seite her ansah, sagte mir, daß es ihm Mühe machte, seine Augen trocken zu behalten.

Auch ich mußte mir Gewalt antun. Doch beim Schaffen kam es wie ein Stolz über mich. Seine Achtung kam mir als ein großes Geschenk vor.

Abends auf dem Heimwege, als wir auf dem rauhen Feldsträßchen nahe am Stelzenhof vorbeigingen, fing der Zeigerhaniß noch einmal zu reden an. Ich müsse ihm versprechen, das, was er vorhin gesagt habe, zu vergessen und nicht zu vergessen. Er berichtete mir auch, daß mein Vater schon früh, da er etwa in meinen Jahren gewesen, nach diesem Höflein getrachtet habe. „Es liegt so schön in der

Sonne," habe er immer zu ihm gesagt. „Du, es liegt so schön in der Sonne! . . ." Derlei Pläne könne man, wenn sie einmal festsäßen, einem Menschen nicht mehr gut aus dem Kopf nehmen. Und es sei auch recht, denn sonst brächte mancher in seinem Leben nicht so viel zuweg.

Unweit vom Dorfeingang kam uns der Armenpfleger Stocker mit der Sense auf der Achsel, entgegen. „Feierabend!" sagte er mit erheuchelter Freundlichkeit; aber seine Augen gingen unsicher an uns vorbei in die leere Luft hinaus. Fast wie wenn er alles wüßte, wie wenn er jedes einzelne Wort gehört hätte, das heute über ihn gefallen war.

„Hast du acht gegeben?" fragte der Zeigerhaniß, nachdem der Stocker an uns vorbei war. „Hast du seine Augen angesehen? Sie sind nicht, wie sie sein sollten. Von den Gedanken, die einer im Kopf gehabt und verwerkt hat, bleibt immer etwas in den Augen zurück, du siehst es jedem Menschen an, ob mehr helles oder trübes Wasser auf seine Mühle gegangen ist. Der Stocker weiß das, er verbirgt seine Augen vor den Leuten. Immer, wenn man mit ihm redet, führt er sie nach einer anderen Seite spazieren."

An dem, was an diesem Tage geschehen, rührte der Zeigerhaniß lange Zeit geflissentlich nicht mit einem Wort. Er wußte schon, daß es doch in mir festsaß. Einmal hörte ich ihn in der Küche zu

Frieda sagen, sie könne dann dem Kasper wieder einmal schreiben, damit etwas zu lesen ins Haus komme. Der Bub müsse eine Abwechslung haben, er studiere zu viel für sein Alter.

Ich freute mich unbändig über das große Paket, das der Briefträger ein paar Tage später ins Haus brachte und vertiefte mich mit heiligem Eifer in die Geschicke von Alamontade und Addrich im Moos; ein altes, vergilbtes Fabelbuch machte mir besonders viel Vergnügen, und selbst vor einem dickleibigen Geschichtswerk schreckte ich nicht zurück, es war mir sogar bald das merkwürdigste und wertvollste aller Bücher, die mir bis jetzt in die Hände gekommen.

Aber manchmal, besonders an schönen Sonntagabenden, kam unversehens ein seltsames Verlangen über mich, auf irgend einem stillen Feldweg zu gehen. Die ganze Gegend hatte dann ein anderes Gesicht als sonst, der merkwürdige Zauber des Sonntags sprach aus jeder weltvergessenen Hecke, aus jedem Vogelschrei zu mir. Mit Vorliebe strich ich gegen Gehren hinaus in der unbewußten Absicht, am Stelzenhofe vorbei zu kommen. Wenn dann niemand um die Wege war, stand ich etwa am alten Lattenhag still, scheinbar um mir das Blumengärtchen anzusehen, in Wirklichkeit, um hin und wieder einen schnellen Blick durch ein zufällig offen stehendes Fenster in die Stube oder in die Nebenkammer werfen zu können, wobei mich oft ein wunderliches

Heimweh ankommen wollte. Es gelüstete mich, hineinzugehen und die Welt draußen durch die kleinen, blanken Scheiben anzusehen, wie einst . . . Ich lauschte dem einförmigen Ticken der Wanduhr, das auf die Straße herausklang, wie der ruhige Atemzug des alten Hauses. Mit plötzlicher Bestimmtheit fiel mir ein, daß dort in jener dämmerigen Ecke der Kasten mit den zwei Sprüchen gestanden hatte ...

Es konnte auch vorkommen, daß ich spät beim Zunachten von der Feldarbeit heimkehrend, einen Umweg machte, um über ein paar Äcker und Wiesen gehen zu können, von denen ich wußte, daß sie zum Stelzenhof gehörten. Ich schritt die Grenzfurchen entlang und ließ die reifenden Roggenähren im Gehen durch meine Finger gleiten. Oder ich tat ein paar zaghafte Schritte in einen Acker hinein, auf dem der Pflug ausruhend in der Furche stand und betastete mit seltsamer Beklommenheit die beiden Pflugarme, zwischen denen vielleicht mein Vater einst gegangen war. Und einmal, als ich zur Zeit der Kornernte am breiten Hausacker hinschritt, mußte ich plötzlich stillstehen, wie von einer unsichtbaren Hand gehalten. Der wunderbar süße Duft des frischgemähten Kornes gab mir heimliche Kunde von einem Tag, den ich gelebt: mit Vater und Mutter auf eben diesem Acker! Ganz gewiß. Von jenem Baum hatte die Mutter einen Zweig herabgebogen. Und der Vater hatte in der Grenzfurche gestanden

und die Sichel gewetzt, nach seiner Gewohnheit bei jedem Zug leicht mit dem Kopfe wippend . . .

Von solchen Erlebnissen vermochte ich Niemanden etwas zu sagen. Desto mehr dachte ich selber darüber nach, sogar während der wöchentlichen Unterrichtsstunden im kleinen Konfirmandenzimmer des Pfarrhauses. Oft, wenn ich eine der Katechismusfragen beantworten sollte, mußte ich mich zuerst darauf besinnen, wo ich mich befand, weil mir eben eine für mich weit wichtigere Frage durch den Kopf gegangen war: ob wohl der Hubacher-Franz vom Stelzenhofe, der, weil ihn sein Vater zu kurz gehalten, als junger Kerl davongelaufen und nachträglich nach Amerika ausgewandert war, wieder einmal heimkehren würde, oder ob das Höflein, wie der Zeigerhaniß bestimmt meinte, über kurz oder lang feil werden müsse? . . . Wenn ich nur bis dahin so weit war, einiges Geld beisammen zu haben! Mit dem Tage, da es auf der Steig hieß, der Hubacher hätte auf einem gedruckten Zettel die Nachricht vom Tode seines Sohnes bekommen, glaubte ich, vom Leben eine Schuld übernommen zu haben.

Die Unterrichtsstunden vermochten, wie ich mit Bedauern bekennen muß, fast nur die sehr bescheidene Rolle von kleinen Ruhepausen in meinem arbeitsreichen Werktagsleben zu spielen. Daß ein Acker rechtzeitig und sauber bestellt, daß das schwere

Gras von der Erlenwiese und von der abgelegenen Nachtweid vor dem angekündeten Regenwetter glücklich unter Dach und Fach gebracht, oder daß die Kartoffelernte auf der obern Breite ausnehmend reichlich auszufallen versprach, solche und ähnliche Angelegenheiten nahm ich ohne Wissen und Willen in die Unterweisung mit, und sie gingen mein Denken und Sorgen näher an, als irgend eine wunderliche Weissagung eines alttestamentlichen Propheten.

Nicht daß mich etwa die seltsamen Lehren und Verheißungen der Religion nicht auch beschäftigt und in mancherlei Nöte gebracht hätten; jedoch geschah dies weniger während der Stunden im Pfarrhause oder in der Kinderlehre, als wenn ich allein war. Ich machte mir oft schwere Gedanken darüber, daß ich nicht alles unbesehen hinnehmen, daß ich nicht mehr wie als Kind ohne den leisesten Zweifel im Herzen beten konnte. In meinem dicken Geschichtsbuche las ich von ungeheuren Dingen, die auf der Welt geschehen waren. Von Kriegen, die Länder und Städte verwüstet, von ganzen Volksstämmen, die elend, hilflos abgeschlachtet und vernichtet wurden. Ich dachte nur immer bei mir, wie denn Gott das alles hatte mitansehen können, ohne sich zu erbarmen?

Am verständnislosesten stand ich der Hexenzeit gegenüber, von der in meinem Buche viel berichtet war, und wo Tausende, ja Hunderttausende in Gottes

Namen gemartert und verbrannt wurden. Was mußten diese armen Menschen in ihrer Seelenangst und in ihren unsäglichen Qualen von der Gerechtigkeit Gottes für eine Meinung bekommen? Hätte er nicht eine Hand herabstrecken und sie schützen müssen? Es kam mir fast unmöglich vor, daß nach solchen ungeheuerlichen Bränden der Himmel wieder hatte blau und heiter werden können; mir war, als hätten sie die Luft für alle Zeiten mit einem schwarzen, widerlichen Rauch erfüllen müssen.

Sogar die kleinen Untaten eines Dorndrehervogels konnten mir viel zu denken geben. Wenn ich zufällig Zeuge davon war, wie dieser Würgengel das kleine Getier, das er als Beute aufgegriffen, wie Käfer, Raupen, Jungmäuse und halbnackte Nestvögel, an Dornsträuchern lebendig aufspießte, wie diese elenden Kreaturen sich krümmten und wanden an ihren Marterpfählen, dann stieg immer ein heftiger Zorn in mir auf. Ich konnte nicht mehr recht daran glauben, daß alles auf der Welt weise und gut eingerichtet sei.

Gern hätte ich den Zeigerhaniß über diese Sachen befragt; doch ich merkte jedesmal, wenn ich eine kleine Andeutung darüber machte, daß er mir auswich und von etwas anderem anfing. Er habe halt da den Begriff selber noch nicht recht, meinte er einmal.

Den Gedanken, mit meinem Anliegen zum Pfar-

rer zu gehen, verwarf ich ohne weiteres und unbesehen. Ich hatte das bestimmte Gefühl, daß dieser von uns jungen Menschenkindern herzlich wenig wußte oder zu wissen begehrte. Wir waren für ihn ein Jahrgang, den er, wie alle früheren, an Hand der Lehrmittel vorzubereiten hatte. Ich glaube, der Pfarrer Landis hat nie in seinem Leben einen Brief zu beantworten vergessen, noch irgend einmal die geringste dienstliche Obliegenheit versäumt. Aber der Arbeit ging er aus dem Wege. Als die Kehlhofbäuerin, die den Krebs hatte und manchmal entsetzlich leiden mußte, und die neben sechs unerzogenen Kindern dem Tode entgegensah, einmal eine seltsame Frage an ihn richtete, gab er ihr zum Bescheid, er sei nicht gekommen, um Antworten zu geben, sondern um mit ihr zu beten. Im vergangenen Winter, da die große Kälte war, hatte ihm eine Konfirmandin, Luise Spinner von Stillengrüt, eines Morgens in einem Körbchen sechs erfrorene Meisen gebracht. Darüber hatte er sie hart angefahren und ihr aufgegeben, bis zur nächsten Unterrichtsstunde dreihundert Mal den Satz zu schreiben: „Es fällt kein Sperling vom Dach, es wäre denn des Herrn Wille."

So mußte ich denn mit den Dingen fertig zu werden suchen, so gut es eben ging. Und zum Glück fehlte es nicht an mancherlei kleinen Ablenkungen, die es verhinderten, daß ich allzutief ins Grübeln kam.

Offen gestanden, drehten sich die Gespräche der Konfirmandenbuben vor und nach den Unterweisungsstunden sehr selten um Religionsfragen, viel öfters um die Mädchen, über die mit einer gewissen Großartigkeit verhandelt und abgeurteilt wurde. Hans Kinsperger, der jetzt daheim auf dem väterlichen Hof schaffte und schon wie ein Knecht mit zwei Rossen fuhrwerkte, sprach es mit Nasenrümpfen aus, daß er an diesem Jahrgang nichts besonderes finde. Jakob Stocker giftelte zwar hinten herum, Hans sage das nur, weil dem Presi seine nicht dabei sei. Margritte war nämlich auf Wunsch ihres Vaters ein Jahr früher konfirmiert worden und weilte jetzt in einer Haushaltungsschule am Zürichsee.

Manchmal konnte mir mitten im Spintisieren der blonde Zopf der Marie Pfander in den Sinn kommen, deren Besitzerin in der Unterweisung gerade vor mir saß. Sie mußte, da ihr Vater nicht zum Rechten sah und oft drei Tage hintereinander in der Ilge trank und spielte, schon seit anderthalb Jahren nach Trüb in die Spinnerei, und da es in ihrem Arbeitsraum sehr heiß war, hatte sie ihre roten Backen ein wenig verloren. Klaus Schwengeler, der immer alle Neuigkeiten wußte, die man nicht so recht heraussagen durfte, stichelte von ihr, daß sie jetzt gern in die Fabrik gehe, während sie zuerst tagelang in einem zu geweint habe. Mit demHerngehen, ja, das glaube er schon,

eine andere könnte sich auch drein schicken, wenn der Meister sich so gut mit ihr verstände. Eineweg sei es jetzt bald Zeit, daß das Pfanderli aus den Schulbänken herauskomme. Nachher gehe es dann Niemanden mehr etwas an, was mit ihr sei.

Ich könnte nicht sagen, daß derlei Reden über Marie Pfander bei mir besonders verfangen hätten, vielmehr ließ ich innerlich nichts ungutes an sie kommen. Ihre Augen sahen doch gar zu hell und lieb in die Welt hinein.

Vielleicht hätte ich mich noch ein wenig mehr um sie gekümmert; aber es geschah gerade damals etwas Merkwürdiges, mir beinahe Unverständliches, das alle übrigen Erlebnisse für einige Zeit in den Hintergrund drängte.

Der Liebesbrief.

Eines Sonntagabends steckte mir Frieda im dunkeln Hausgang in sehr heimlicher Weise ein Briefchen zu, mit der dringenden Bitte, es so bald als möglich dem Torbrunner-Noldi in die Hände zu spielen, aber ja, ohne daß es jemand anders merke. Es war mir aufgefallen, daß man sie seit einiger Zeit gar nie mehr in der Küche hatte singen und trällern hören. Seltsamerweise hatte sich auch der Noldi nun seit bald drei Wochen nicht mehr in unserem Hause blicken lassen.

Ich machte mich gleich auf den Weg. Aber anstatt beim alten Torbrunnen im Unterdorf nach Mettauers Hof abzubiegen, schritt ich, einer plötzlichen schlimmen Eingebung folgend, ohne weiteres die Känzelistraße hinaus. Manchmal zog ich verstohlen den Brief aus der Tasche. Die immer wieder zurückgedrängte Neugier wuchs, je weiter ich mich vom Dorf entfernte. Meine schweren Bedenken beruhigte ich damit, daß der sorgfältig zugeklebte graue Briefumschlag keine Anschrift trug und daß ich zwei genau gleichfarbige daheim in meinem Kastenfach liegen hatte. Als hinkende Entschuldigung für mein klägliches Vorhaben redete ich mir fortwährend ein, es könnte Frieda vielleicht etwas nützen, wenn ich den Inhalt des Briefes wüßte . . .

Zwischen dem Gemäuer der Limpergruine, auf der Stelle, wo ich vor Jahren mit Enzens Pistole den Zweckschuß getan, trennte ich nach kurzem Entschluß den zerknüllten Umschlag mit dem Sackmesser auf. Ich war mir dabei bewußt, noch nie in meinem Leben etwas so Schlechtes begangen zu haben. Das Briefchen war flüchtig mit Bleistift geschrieben, es lautete:

L. A.

Du weißt nun, wie es ist und was ich Dir geschrieben habe, denn daß Du den ersten Brief nicht erhalten habest, gibst du mir nicht an. Anhalten tu ich nicht, aber es ist traurig, wenn man

so miteinander gewesen ist und daß man das vergessen kann. Ich könnte mich schon noch eher fassen, aber es ist mir wegen etwas anderem, wo ich immer weinen muß, wenn ich daran denke. Ich stelle kein Unglück an, jedoch wenn es so kommt, glaube ich nicht mehr, daß auf der Welt ein einziger Mensch recht sei. Laß mich nun nicht mehr warten, ich will es wissen. F.

Schon nach den ersten drei Zeilen war mir alles klar gewesen. Es kam eine heftige Wut gegen den Noldi in mir auf, ich hätte ihn ins Gesicht schlagen können.

Als ich kaum eine halbe Stunde später mit dem inzwischen daheim sorgfältig wieder in Stand gesetzten Brief auf Mettauers Stalltüre zuschlich, trat Peter, der Dienstknabe, aus dem Scheunentörchen. Ich stellte mich so, als ob ich zu ihm gewollt hätte und fragte erst nach einer Weile so nebenbei nach dem Noldi. Peter tat verwundert. Ob wir es denn noch nicht wüßten? Er sah sich um, ob niemand in der Nähe sei, dann teilte er mir im Flüstertone mit, es habe vorgestern Krach gegeben zwischen dem alten Mettauer und dem Noldi. Halt weil er da irgendwo ein Mädchen habe, mit dem nicht viel los sei. Sein Bruder, der Heinrich, habe jetzt für ihn heimkommen müssen. — Im weiteren brachte ich dann heraus, daß der Noldi jetzt bei seinem Vaterbruder in Obernehrbach sei.

Mit diesem Bescheid ging ich langsam nach Hause. Frieda saß allein in der Stube, sie blätterte in meinem Geschichtsbuche und tat merkwürdig unbefangen, auch dann noch, als ich ihr mit schlechtem Gewissen den Brief zurückgegeben und ihr mit abgewandtem Gesicht das durch Peter in Erfahrung gebrachte mitgeteilt hatte.

Sie tat, als ginge sie das nicht besonders an und blätterte scheinbar gelassen in dem Buche weiter. Es sei manchmal kurzweilig darin, meinte sie. Ob ich die Geschichte vom König Konradin auch gelesen habe?

Ich stand etwas abseits von ihr, ans Fenstergesimse gelehnt. Immer und immer wieder mußte ich sie verstohlen ansehen. Sie kam mir sehr lieblich vor. Das Licht der kleinen Hängelampe floß wie ein gelber Schein um ihr leicht gewelltes Haar.

Plötzlich färbte sich ihr Gesicht weiß, fast wie Kreide. Sie erhob sich und ging, ohne ein Wort zu sagen, hinaus. Ich hörte, wie sie langsam nach ihrer Kammer hinaufstieg. —

Während der nächsten Tage konnte ich bei mancher Gelegenheit beobachten, daß Frau Esther um das schwere Geheimnis Wissen haben mußte. Nur der Zeigerhaniß war ganz arglos. Eines Abends sprach er nach dem Essen davon, daß er jetzt halb und halb im Sinn habe, den Rat des Försters Kleiner zu befolgen und im obern Teil des

Helligenwaldes, da, wo das Holz besonders dicht stehe, diesen Winter ein wenig zu lichten. Vielleicht könnte der Noldi bei dieser Arbeit dann ein paar Tage mithelfen.

Seine Worte verklangen in einer sonderbaren Stille, die mir fast unheimlich vorkam.

In der Nacht darauf wurde ich durch lautes Reden unter mir in der Stubenkammer aufgeweckt. Die Stimme des Zeigerhaniß klang heiser, beinahe krächzend herauf: „Ist das wahr? Ich will sonst nichts wissen, als das: ist es wahr?“ Er mußte aufgestanden sein und nun barfuß in der Kammer umhergehen.

Ich hielt den Atem an, konnte aber nichts von dem vernehmen, was die Frau sagte. Ich verstand nur so viel, daß sie ihm unter Weinen und Schluchzen zuzureden suchte.

Plötzlich heulte er laut heraus wie ein Tier. Ich hörte, wie unten Türen gingen. Aber bald war alles wieder still, nur daß von Zeit zu Zeit ein unterdrücktes Stöhnen aus der Kammer heraufkam.

Am Morgen sagte niemand ein Wort. Frieda kam nicht zu Tische. Nach dem Essen fragte mich Frau Esther, ob ich etwas gehört habe? Als ich zögernd bejahte, schärfte sie mir des dringlichsten ein, still zu sein, und ich versprach es ihr.

Der Zeigerhaniß studierte im Stall. Er ließ sich vom hintersten Fleckrind die Hände lecken und kraute ihm im Horngrübchen. Das Tier streckte ihm zutraulich den Kopf hin und wollte noch mehr gekraut sein. Er tätschelte ihm den Hals und sagte: „Jo, jo, de Fläck! . . .“

Beim Neunuhressen, das er kaum anrührte, kam wieder eine Wut über ihn. Er blickte zuerst stier vor sich hin, die knorrigen Finger an den Tischrand gelegt. Ich sah, daß es kam. Plötzlich strich er mit einer raschen Armbewegung Mostgläser, Krug und Brot neben den Tisch hinunter. „Soll alles kabut gehen, gar alles!“

Ich ging hinaus, aber ich hörte ihn noch im Schopf draußen toben. Ich spaltete Scheiter und dachte ernstlich darüber nach, ob ich nicht alles liegen lassen und nach Obernehrbach laufen wolle?

Etwa nach einer halben Stunde trat der Zeigerhaniß im altmodigen Sonntagsstaat vor die Türe, Frau Esther mit verweinten Augen hinter ihm. Gang und Haltung des Bäuerleins waren steif, wie gefroren. Dieses Kleid und den guten schwarzen Hut hatte ich nur einmal an ihm gesehen: als er vor etwa einem Jahr seinem Bruder in Hohenegg einen Besuch gemacht hatte.

Die Frau machte ihm auf der Stiege die schwarzseidene Halsbinde zurecht.

„Nicht wahr, ein Nastuch hast du? Und Geld auch?"

Hanißz nickte nur. „B'hüeti Gott," sagte er und gab ihr die Hand, er sah dabei nach der anderen Seite. Sie hielt ihm die Hand fest und flüsterte bittend, mit brennender Sorge: „Aber gäll, Hanißz, — gäll! . . . Wir sind auch jung gewesen . . ."

Er tat sehr ruhig. Es war, als ob der enge Rock und der steife Hut ihm Halt und Festigkeit gegeben hätten. „Es ist jetzt, wie's ist. Ich sage kein Wort mehr und keins weniger zu ihm, als ich muß. Und wenn er so einer ist — — an derlei Geld hab' ich zwar keine Freude, aber wir müssen es haben. Es gibt Kösten."

Dann schritt er die Dorfstraße hinab. Die Nachbarn sahen ihm nach und schüttelten die Köpfe.

Das war kein kurzweiliger Tag in dem alten Hause im Oberdorf. Die Frauen gingen stillschweigend und mit verweinten Augen aneinander vorbei. Schon am frühen Nachmittag spähte Frau Esther gegen die Ilge hinab; aber es wurde fünf Uhr, und noch war kein Hanißz da. Der Zeisler-Konrädli, der wie gewohnt die Zeitungen in die Häuser trug, sagte zu mir, als er an der Scheune vorbeiging, ich könne dann heut Abend allein füttern, mein Meister sitze in der Ilge, er habe einen kleinern Dampf.

Beim Zunachten, da ich die Laterne holen ging, war Frieda allein in der Stube. Sie saß am Tische,

auf dem ein Ämpelchen brannte und hielt die Hände untätig in den Schoß gelegt. Als ich schon wieder die Türklinke in der Hand hatte, wandte sie sich leicht nach mir um.

„Du, Gideon.“

„Ja.“

„Ich muß dich etwas fragen.“

Ich stellte die Laterne auf die Ofenbank und trat näher zu ihr hin. Ich sah, daß sie geweint hatte; aber jetzt war sie sehr ruhig. Sie fragte mich mit großer Gelassenheit: „Du, hast du den Brief gelesen?“

Das Ja machte mir Mühe, aber ich hätte sie unmöglich anlügen können.

„Ich habe es gleich gewußt,“ sagte sie, es lag nicht der geringste Vorwurf in ihrer Stimme.

Es war eine Weile sehr still in der Stube. Ich wußte nicht recht, ob ich gehen sollte. Da sagte sie, ohne sich nach mir umzuwenden:

„Was hast du dabei gedacht? . . .“

Es stieg warm in mir auf. Fast wäre mir ein zorniges Wort entschlüpft; ich zerdrückte es auf den Lippen. Es nützte ja nichts. Endlich würgte ich etwas wie ein Bekenntnis heraus, ich konnte es nicht für mich behalten, was ich nun schon seit Tagen zu innerst im Herzen als heißen Wunsch gehegt hatte: —

„Wenn ich halt älter wäre! . . .“

Sie verstand sogleich, wie ich es meinte. Ohne ein Wort zu sagen, nahm sie meine linke Hand und legte sie an ihre brennende Stirne. „Du bist ein guter Bub,“ sagte sie; und dann in einem anderen Tone, halb versonnen: „Mein, das kühlt . . .“

Dann gab sie meine Hand frei und bedeutete mir mit einer leichten Kopfbewegung, daß ich jetzt gehen solle.

Ich war glücklich und unglücklich zugleich. Draußen im schmalen Hausgang kam mich plötzlich eine heiße Lust an, umzukehren. Ich öffnete leise die Türe, blieb aber, von einer starken Scheu gehalten, auf der Schwelle stehen. Ich vergesse das nie, wie sie am Tische saß, aufrecht, und doch vom Leben gleichsam getötet und niedergeworfen.

Nun sah sie sich mit einem lieben Lächeln nach mir um. „Geh, gelt“, sagte sie einfach und ich gehorchte augenblicklich.

Nachher, während ich in Stall und Scheune schaffend ab- und zuging, stritten sich Traurigkeit und Zorn um die Herrschaft in meinem Herzen. Obschon ich mir dabei selber lächerlich vorkam, holte ich das Zweifrankenstück, das mir der Mettauer-Noldi einmal geschenkt hatte, aus seinem Verwahrsam und ließ es, indem ich vor der Stalltüre einen Laden hob, in den Jauchekasten hinabfallen.

Der Zeigerhaniß kam erst heim, als wir beim Nachtessen saßen; Frau Esther und ich waren allein

in der Stube. Er trug den steifen Hut ein wenig im Genick, war aber noch ziemlich aufrecht. Ob im Stall alles in Ordnung sei, fragte er. Er ließ es sich nicht nehmen, noch selber mit der Laterne in der Hand nachzusehen.

Nachher nahm er seinen Platz am Tische ein und saß eine Weile schweigend, immer noch den Hut auf dem Kopfe.

„Der Grundhöfler in Gehren ist scheints gestorben“, sagte er nach einer Weile ganz nebenbei. „Es steht in der Zeitung dort. Er ist erst achtundfünfzig gewesen.“

Endlich, nach langer Pause kam er auf das andere zu reden:

„Also — von mir aus geschieht dann nichts. Ich mag nicht zu einem hinlaufen und sagen, er soll mir so eine Sorte Geld ins Haus schicken. Und anhalten und bitte bätte machen mag ich erst recht nicht. Er weiß ja, wo wir daheim sind. Er hat es bis jetzt auch gewußt.“

Plötzlich verlor er für einen Augenblick die Haltung. Er hob die geballte Faust und sagte mit Ingrimm: „Lieber möchte ich so einem die Zähne in den Rachen hinab stoßen! Und nachher an der Brunnenröhre vor seinem Fenster die Hände waschen!“

„So bist du also gar nicht in Obernehrbach gewesen?“ fragte Frau Esther nach einer ungemütlichen Pause.

Er schüttelte gelassen verneinend den Kopf. Darauf schenkte er sich Milch und Kaffee ein und löffelte gewohnheitsmäßig.

„Beim Kreil habe ich dann allenfalls angeklopft," berichtete er zwischen hinein. „Ich hab ihm mein Gütlein angetragen. Am nächsten Montag will er die Schatzung machen."

Frau Esther sah ihn steif an, die Lippen aufeinandergepreßt, während er mit erzwungenem Gleichmut weiterfuhr:

„Ans Schämen kann ich mich nicht gewöhnen, — an einem Ort, wo mich alles kennt. Und auch wegen dem Anderen, die Unehelichen sind nicht Mode auf der Steig."

Die Frau sagte kein Wort darüber. Aber am folgenden Morgen stand sie schon früh um acht Uhr reisefertig in der Stube. Sie sprach nur davon, daß sie zum Kreil gehe. Es müssen nicht aus einer bösen Sache zwei werden. Leben müsse man nachher doch.

Nachdem sie gegen Abend wieder zurückgekehrt war, zeigte es sich bald, daß sie in der Zwischenzeit mehr als nur eine Arbeit bewältigt hatte. Beim Zunachten, während ich in der Scheune das Kurzfutter mischte, sah ich den Torbrunner-Noldi im Sonntagsgewand, die brennende Zigarre im Munde, auf unsere Haustüre zukommen. Beim Abendessen saß er breit und mit vergnügtem Gesicht am Tische, er tat ganz so, als wäre mit ihm ein Geschenk von

Gott ins Haus gekommen, und als hätte er nie einen unredlichen Gedanken gehabt.

Der Zeigerhaniß war sehr kleinlaut. Die Frau gab beständig acht auf ihn, sie war sichtlich in Angst, er möchte durch ein unbedachtes Wort wieder alles aufs Spiel setzen.

Aber er nahm sich zusammen. So viel ich hören konnte, wurde an diesem Abend abgemacht, es sollten schon am nächsten Sonntag die Ringe gewechselt und dann nach Ostern Hochzeit gemacht werden. Nachher sollte der Noldi ins Oberdorf auf das Gütlein kommen, da ja sein Bruder Heinrich nun wahrscheinlich den Torbrunnenhof übernehme, und da es, wie der Noldi selber gestand, schade wäre, wenn so ein schönes Heimeli später verkauft werden müßte. Frieda sagte zu allem ja; aber so, wie wenn es sie wenig oder nichts anginge.

So war jetzt also bereits ein Ersatzmann für mich da; und dazu einer, der mir das Weggehen aus dem Hause des Zeigerhaniß nicht schwerer machte. Mein Meister gab sich Mühe, ein geeignetes Plätzchen irgendwo auf der Steig für mich aufzutreiben und fand ein solches bei einem Altersgenossen auf dem Hofe Stillengrüt.

Als es nach Ostern ans Abschiednehmen ging, war es mir nicht anders zu Mute, als wenn ich aus dem Elternhause scheiden würde. Frieda schenkte mir als Andenken sechs Nastücher, auf die sie

meinen Namen sauber mit Kreuzstichen genäht hatte. Sie scherzte noch, wer ihr nun die Briefe besorgen müsse, wenn ich nicht mehr da sei? Aber ich sah wohl, daß es ihr nicht ums Scherzen war.

Der Zeigerhaniß begleitete mich bis gegen den Stelzenhof hinaus. Er gestand mir, daß er sich nicht so recht auf die Hochzeit freue; halt wegen der vielen Arbeit, die es gebe. Er sprach mir zu, recht zu tun und aufs Geld acht zu halten. Zum Schluß sagte er, indem er auf das sonnenbeschienene Höflein hinüberwies: „An das andere wirst du ja schon denken.“

Der Hoffnungsbund. Das Lebkuchenherz.

Stillengrüt ist ein Weiler mit fünf Heimwesen, er liegt etwa eine Viertelstunde weit hinter den Wäldihöfen an der wenigbegangenen Straße von Steig nach Zimmerwald. Für gewöhnlich sagt man „in der Stilli“; früher soll es dort „im Tod“ geheißen haben. Man redet den Stilli-Leuten nach, daß sie in der Einöde das Sprechen verlernt hätten und daß jeder, der es mehr als zwei Jahre neben ihnen aushalte, auch seinen Zick*) mitnehme. Der Schuhmacher Napf erklärt sich diese sonderbare Eigenschaft nach seiner Weise. Er meint, die Stillengrüter werden schon wissen, warum ihnen das

*) Leichte Ansteckung.

Reden Mühe mache. Es sei zu viel da, und da behalten sie lieber alles für sich, als daß sie zu reden anfangen und dann nicht mehr aufhören könnten.

Mein Meister, der Garbenbauer, ging fast jeden Sonntag zur Kirche. Nicht wegen des Glaubens, wie er ausdrücklich betonte, sondern bloß wegen der Andacht. Und weil es ihm der neue Pfarrer treffen könne, der manchmal auch auf der Erde sei, nicht immer bloß im Himmel. Im übrigen machte er der Nachrede alle Ehre, ja er setzte den Stilli-Leuten gewissermaßen die Krone auf. Seine Zunge schien zu Zeiten wirklich gefroren zu sein, es konnte Tage und Wochen geben, wo er sich auch für die allernotwendigsten Anweisungen mit der Zeichensprache oder mit einer Handbewegung behalf. Da seine Frau für gewöhnlich auch nur dann redete, wenn sie ihm Antwort geben mußte, und da sich außer uns nur noch eine halb taube Magd auf dem schmalen Höflein befand, war ich in meiner neuen Umgebung keineswegs in Gefahr, viele ungereimten Dinge zu hören. Der Garbenbauer richtete es, wenn immer möglich, so ein, daß jeder der vier Hausgenossen seine Arbeit an einem besonderen Orte zugeteilt bekam. Er erklärte mir einmal in einer Anwandlung von Leutseligkeit, daß er hiefür seinen bestimmten Grund habe. So im Haufen zu leben, sei nicht für alle

Menschen. Wenn er beim Hacken, beim Mähen und Holzen allein sei, so habe er mehr Genuß von sich selber, als wenn ihm ein anderer immer in seine Gedanken hineinschwatze. Und er meine oft, wenn zwei so einen ganzen lieben Tag lang miteinander geschnorrt und gepappelt hätten, müßten sie des Nachts im Bett an der Herzleere sterben.

Da im übrigen auf dem Garbenhofe gut zu leben war und mir mein Meister schon nach dem ersten Monat mit dem Lohn um einen Franken in der Woche stieg, dachte ich gar nicht daran, mich sobald nach einem andern Dienst umzusehen. Wenn ich dem Zeigerhaniß begegnete, rühmte ich, daß es mir gut gehe. Er seinerseits berichtete mir, daß sich der Noldi gut anlasse, besonders im Schaffen. Wenn man ihm halt nur nicht hätte nachlaufen müssen. Das gebe der Frieda immer noch ein wenig zu studieren.

Im Stillengrüt war ein lieber Schulkamerad daheim, Konrad Tischberger, den ich schon seit längerer Zeit vor allen meinen Altersgenossen innerlich bevorzugt hatte, und der meine aufrichtige Zutraulichkeit in vollem Maße erwiderte. Wir machten fast jeden Sonntagnachmittag zusammen einen kürzeren oder längeren Spaziergang durch die Höfe, oder walzten gemächlich über Steig und Trüb nach dem Städtchen Krien hinab, wo wir uns ein besonderes Fest daraus machten, sämtliche in den verschiedenen Schaufenstern der Marktgasse ausgebreiteten Herrlichkeiten der

Reihe nach gründlich zu besichtigen, unser Urteil über dies und das abzugeben, sowie an Hand der angesetzten Preise eine ungefähre Schatzung der Warenbestände vorzunehmen.

Ein andermal wieder zog es uns nach der Zimmerwalder Seite. Wir durchstreiften den großen Ehrikoner Staatswald nach allen Richtungen, sahen uns fremde Wiesen und Ackerzelgen an und bestärkten uns gegenseitig in der verständig geäußerten Ansicht, daß solche Bummelfahrten einem nach der Wochenarbeit sehr gut bekämen. Wenn immer das Wetter leidlich war, wurde jeweilen gleich nach dem Mittagessen ausgerückt. Selbst der Hang zum Lesen vermochte mich nicht zurückzuhalten, obschon mir auf dem Garbenhöflein mehrere Bücher und eine Schicht von über sechzig im Lauf der Jahre angesammelten Kalendern zur Verfügung standen. Dieser Genuß konnte mir ja nicht entrinnen; ich sparte mir hiefür den Feierabend und manche liebe Nachtstunde aus. Der unbändige Wunsch der Herzen, das Verlangen der Augen nach einem Blick in fremdes Leben und Tun hinein, hunderterlei heimliche Gelüste wurden auf diesen kurzen Bummelfahrten gestillt. Im Gegensatz zu meinen früheren Aussetzungen fand ich jetzt oft, daß die Welt eigentlich fast nicht schöner und kurzweiliger hätte geschaffen werden können. Die kurze Einkehr in irgend einem bescheidenen Wirtshause bedeutete für uns jedesmal ein ernst-

haftes Ereignis, über das vorher ausgiebig beraten und hin- und hergeredet wurde. Wir lauschten andächtig den Gesprächen älterer Bauern zu, fast als ob jedes Wort ein Evangelium wäre, das sie vom Wetter, über Gemeindeangelegenheiten oder über irgend eine weltbewegende Begebenheit zusammen sprachen, und hatten keine geringe Meinung von uns selber, wenn wir beim Zahlen ein blankes Frankenstück hinlegen konnten. Mit offen zur Schau getragener Geringschätzigkeit klaubte jeder die herausbekommenen Nickelstücke wieder in sein Beutelchen zusammen.

Es bestand damals zwischen mir und Konrad Tischberger unausgesprochen ein enger Bund, der den Namen Hoffnungsbund verdient hätte, wie denn unser beider Dasein zu jener Zeit stark im Zeichen der Hoffnung stand. Manchmal auf den versonnenen Spaziergängen, insbesondere auf dem Heimwege, tauten unsere Seelen unvermerkt auf und wir ließen uns gegenseitig unsere Zukunftsgärten sehen. Ich bekannte ihm, daß es mir mit meinem Leben, mit meinem Schaffen und Sparen ausschließlich um den Stelzenhof zu tun sei, weil der doch einmal unserer Familie gehört hätte. Natürlich nahm ich ihm nachträglich das heilige Versprechen ab, mein Geheimnis keinem Menschen zu verraten und traute ihm auch ganz bestimmt zu, daß er es für sich behielt. Ebensogut, wie ich es als ein Verbrechen betrachtet hätte,

von seinem Heiratsplan, den er mir unter gleichen Vorbedingungen anvertraute, etwas laut werden zu lassen.

Wir hatten nämlich beide die Hauptbücher unseres Lebens im Entwurf so ziemlich abgeschlossen und alles bis in die kleinsten Einzelheiten hinein zum voraus festgelegt. Konrad hatte im Sinn, jetzt noch allererst etwa acht Jahre daheim zu schaffen. Bis dahin, führte er aus, würde man dann sehen, ob mit dem Vreneli Kleiner im Hintertobel etwas los sei. Ihr Vater, der Samuel Kleiner, habe ja schon das vierundsiebzigste zurückgelegt und er werde von seiner zweiten Frau, die doch fast noch ein Kind sei, wohl schwerlich mehr zu taufen bekommen. Da könne sich einer bei dem Vreneli als einziger Tochter dann hübsch einheiraten. Natürlich, für den Fall, daß sie sich schlecht herausmachen würde, wolle er sich freie Hand behalten. Denn eine Häßliche würde er um kein Geld nehmen; man müsse so ein erheiratetes Gesicht immerhin nachher fast die ganze Zeit vor Augen haben, und wenn einmal erst der Aberwille da sei, so könne so etwas einem sogar bei Tische die Lust am besten Essen verderben.

Wenn wir auf meine Entwürfe und Pläne zu sprechen kamen, so war Konrad Tischberger jederzeit bereit, sein Gutachten in weitgehendstem Sinne abzugeben. Er war der Meinung, der Hubacher werde trotz seines Alters den Stelzenhof noch wenigstens zehn oder zwölf Jahre halten. Seine

Frau glaube nämlich trotz des gedruckten Zettels heute noch nicht, daß der Franz in Amerika wirklich gestorben sei. Und die Hubacherin sei bekanntlich zäher als dem Teufel seine Werktagsschuhe, die würde noch ohne Zähne Roßnägel zerbeißen. Also müßte es denn doch an mir fehlen, wenn ich nicht bis zur rechten Zeit etwas auf der Seite hätte. Und ganz sicher werde es mir dann ein Spaß sein, eine brave und schaffige Frau zu finden. Im Notfall wolle er mir ganz gern Anleitung geben. Er sehe es nämlich jedem Mädchen auf eine Stunde weit an, ob es einen Burschen möge oder nicht. Vorläufig brauche ich wegen dieser Sache nicht ungeschlafen zu liegen, ja es wäre geradezu lächerlich, sich hierüber Sorgen zu machen, man dürfe nur an den Vers denken, den der Steinhofer-Karli jeden Morgen beim Roßputzen singe:

Wer freien will, mag warten
Es schneit ihm Jungfern in Garten,
Es schneit ihm das Glück in Teller hinein,
Hansel, mußt nicht ängstlich sein!

Ich beneidete Konrad heimlich um seine überlegene Klugheit. Eines brachte er aber mit seinem Scharfsinn doch so wenig heraus als ich, nämlich, wie sich Margritte Stamm zu dem Pflugwirtssohn von Zimmerwald stelle, der offensichtlich ihretwegen damals oft nach Gehren herübergeritten

kam und sein blankes, braunes Pferd an der Holzstange vor dem Ochsen festband. Margritte half nämlich, seit sie wieder daheim war, der Ochsenwirtin, ihrer Tante und Taufpatin, hin und wieder an Sonntagen für ein paar Stunden beim Wirten mit. Ich empfand immer ein starkes Mißbehagen, wenn ich zusehen und zuhören mußte, wie der Legler mit ihr schön tat und ihr Artigkeiten sagte, worin er eine besondere Übung zu besitzen schien. Margritte, die sich im Vergleich mit mancher ihrer Altersgenossinnen eine fast kindliche Einfachheit bewahrt hatte, ließ auch nicht im geringsten merken, ob ihr die Anwesenheit des fremden Gastes gleichgültig oder angenehm sei; sie ging mit besonnener Geschäftigkeit ab und zu und zeichnete ihn in keiner Weise aus. Aber wenn es mir auch damals ganz lächerlich vorgekommen wäre, mir ihretwegen Gedanken zu machen, so empfand ich es doch als eine kleine Erleichterung, als Konrad Tischberger einmal auf dem Heimwege nach Stillengrüt hinauf in verständigem Tone der Ansicht Ausdruck gab, dem Presi seine sei dem Legler zu wenig reich, der könne noch bessere Partien machen.

Daß ich mich Margritte gegenüber besonderer Artigkeit beflissen hätte, könnte ich nicht behaupten. Sie fragte mich einmal, da sie mich hinausbegleitete, ob ich auch noch hin und wieder zeichne, gab sich aber die Antwort teilweise selber, indem sie auf

meine groben, rissigen Hände sah. Ich war ungerecht genug, ihre Frage als eine Anspielung auf die unglückliche Buchzeichengeschichte aufzunehmen und sagte ganz unverfroren: „Du, es ist mir dann allenfalls lieber, wenn du mich wegen dieser Sache nicht mehr aufziehst."

Als ich am gleichen Abend von einem verstohlenen Besuch bei der Base Käther heimkehrte, erfuhr ich durch Kaspar Wenk, daß Mina Stürler bei Verwandten im kleinen Wäldi auf Besuch sei. Im Vorbeigehen sah ich sie dann auch wirklich mit Anna Hofer im Garten stehen. Sie erkannte mich gleich und kam aufgeräumt zu mir auf die Straße herüber. Was ich denn auch mache da in der Einöde oben? Ich werde doch nicht ein Hofnarr werden wollen, wie mein Meister einer sei?

Ich mußte ernsthaft über sie staunen. Sie war schlank und zier gewachsen, ihr Wesen hatte nichts mehr von der scheuen Unsicherheit des Schulkindes; und so muntere, helle Augen hatte sie bekommen, daß ich mich immer wieder vergewissern mußte, ob denn so etwas möglich sei.

„Nun, was hast an mir auszusetzen, daß du mir solche Augen anwirfst?" sagte sie scherzend, und ich gestand ihr gerade heraus, daß sie mir hübsch vorkomme.

Anna Hofer neckte mich damit, daß das ja mein alter Schulschatz sei, und ich ließ es ohne weiteres gelten.

Sie komme noch ein paar Schritte weit mit, sagte Mina Stürler kurzerhand. Wir schritten, während ihre Freundin wie auf Abrede im Garten zurückblieb, gemächlich an Wiesen und frischgepflügten Stoppelfeldern hin. Sie tat ganz unbefangen und fand es lustig, daß wir jetzt so unverhofft zusammengekommen. Sie hätte, sagte sie, schon lang gern wissen mögen, was ich denn auch so mit dem Leben anfangen wolle. Ob ich es noch wisse, daß sie mich einmal gern gehabt habe? „Du mich aber nicht," fuhr sie in munterem Scherzton fort, ohne erst meine Antwort abzuwarten.

„Schon ein wenig," gab ich treuherzig zurück.

Da stand sie still und sah mich durch die Dämmerung mit einem ganz lustigen Blicke an. „Ja — wenn du das sagst, dann — — Bitte, sag' mir's jetzt im Ernst: ist's wahr?"

„Hä, so glaub's doch!"

Wir gingen ein paar Schritte weiter. Der herbstliche Buchenwald schloß sich über unserem Wege. Sie schien sich auf etwas zu besinnen.

„Und jetzt willst du wirklich da im „Tod" oben bleiben? Gefällt dir das? An einem anderen Ort lebt man auch — — du! . . ."

Das „du" hatte einen so lieben, heischenden Klang, daß ich ernstlich ins Nachdenken kam. „Ich hab' halt etwas im Sinn. Ich kann nicht gut hier fort," sagte ich gedrückt.

„Mir zu lieb auch nicht?..."

Sie sagte das leichthin, ich wußte nicht, ob ich es als Scherz oder als Ernst nehmen sollte. Unversehens kam, mir selber nicht erklärlich, eine gewisse Festigkeit über mich. „Später vielleicht. Jetzt nicht."

Sie stand wieder still. „Aha, ist das so..." Der fremde, feindliche Schimmer blitzte in ihren Augen auf. „Ja, ich dachte es mir schon."

Sie gefiel mir nicht mehr so ganz, wie vorhin. Es war mir, als müßte ich sie wieder umgewandelt sehen. „Könntest du denn nicht — — später — zu mir kommen — wenn ich etwas Eigenes habe?"

Sie stand von mir abgewendet und entgegnete eine geraume Weile nichts. Dann wandte sie sich verständnislos nach mir um. Ich sah, daß es hart in ihr arbeitete. „Meinst du, ich werd' da leben, wo man meinen Vater gekannt hat? Meinst du? Und wo er jetzt dann bald wieder Nachtwächter ist, wenn wir ihn nicht mehr füttern? — Aha — — du hast ihn ja auch gekannt!... Mit dir lauf' ich nicht mehr! Wenn du mich jetzt um Liebe anbetteln würdest — — nein! Geh du heim! Geh! Lauf von mir weg!"

Plötzlich verwandelte sich ihr Gesicht. Mitten aus Zorn und Tränen heraus lächelte sie mich an. „Darf ich?..." Augenblicklich schlang sie einen Arm um meinen Hals und drückte mir einen Kuß

auf die Lippen. Dann war sie schon von mir weg und lief flüchtigen Fußes dem Hofe zu.

„Du weißt ja nicht einmal, was das ist!“ rief sie mir halb spottend, halb scherzend zu, indem sie sich noch einmal nach mir umwandte. „Leb’ recht prächtig in deiner Einöde! Übers Jahr hab’ ich einen Schatz! Und einen andern, als du einer bist!“

Drei Tage darauf brachte mir der Briefträger Rebmann ein kleines Päckchen. Sogleich wußte ich, daß es von Mina Stürler war. Ich fand darin, in vielen Umhüllungen verwahrt, ein Lebkuchenherz mit dem Sprüchlein darauf: „Dem bravem Kinde.“

Flegeljahre.

Es ist nicht aus der Welt zu schaffen, für jeden Menschen kommt einmal die Zeit, wo er über seinen eigenen Schatten stolpert, wo er zu seiner nachträglichen Verwunderung die ungereimtesten Dinge macht, obschon er daneben um und um voll guten Willens steckt. Dieses törichte Wesen nahm bei mir eben damals seinen Anfang, als ich innerlich vom Hoffnungsbund abfiel, weil mir die Knabenart unversehens aus den Gliedern gefahren und ich gar nichts anderes glaubte, als daß ich nun mit meinen Lebenserfahrungen so ziemlich am andern Ende angelangt sei. Eine kleine Sache ist es ja freilich nicht, seine Schultern breit, seine Fäuste

hart und seinen Schritt schwer und gemessen werden zu sehen, und trotz aller dieser Vorzüge nach wie vor nicht viel mehr, als ein Kind bedeuten zu dürfen. Man brennt vor Verlangen, der Welt möglichst schnell einen Begriff von sich selber beizubringen und führt so vor den Mitmenschen zu deren Ergötzen die muntersten Bocksprünge auf.

Ich vermag nicht so recht daran zu glauben, daß es mir vom Schicksal von allem Anfang an vorausbestimmt gewesen sei, an irgend einem naßkalten Wintermorgen mit zerrissenem Hemdkragen und mit einer Schramme im Gesicht neben einigen verspäteten Tanzgästen in der dumpfigen Wirtsstube zum Rößli in Trüb zu sitzen und ein halbleeres Weinglas zwischen meinen schmutzigen Fingern zu drehen. Ich besann mich auch erst dann mit Bestimmtheit darauf, daß das alles wirklich mich selber anging, als ich vor dem Spiegel stehend mit dem Schnupftuch die paar vertrockneten Blutstropfen von der Stirne rieb und mir dabei im Spiegel die Kreuzstich-Buchstaben in die Augen fielen, die die Tochter des Zeigerhaniß auf das Tüchlein genäht hatte.

Es kam mir jetzt allmählig zum Bewußtsein, daß ich während der vergangenen Nacht droben im Tanzsaale von einigen fremden Burschen angerempelt worden war, weil ich ihnen beim Tanzen etwas breit im Wege gestanden, daß ich im Vollgefühl meiner persönlichen Unantastbarkeit ihnen auf Äpfel

Roßbirnen herausgegeben hatte, worauf der kleine Krach unter allerlei mir unangenehmen Begleiterscheinungen seinen Anfang und Fortgang genommen. Später hatte ich mich mit der schwerwiegenden Erkenntnis, von der gesamten Menschheit vergewaltigt worden zu sein, irgendwo an einem Grabenrand verhältnismäßig glücklich wiedergefunden.

Ich hätte nun meine Schlappe stillschweigend auf mich nehmen und mich auf allerlei Schleichwegen in mein verschwiegenes Nest auf dem Stillengrüt zurückziehen können. Aber diesen Gedanken verwarf ich als meiner unwürdig. Ich suchte baldmöglichst durch Erwerbung eines neuen Papierkragens mein Äußeres wieder einigermaßen ins Gleichgewicht zu bringen und schlenderte dann, auf das Recht meiner Selbstbestimmung pochend, von einer Wirtschaft zur andern. Es schmeichelte meiner Eitelkeit, wenn ich da und dort nach der Schlägerei gefragt wurde, in der ich offensichtlich eine sehr bedeutende Rolle gespielt hätte. Wenn ein schlauer Wirt die Bemerkung fallen ließ, daß er nun allerdings keine Lust hätte, mit meinen Armen und Fäusten Bekanntschaft zu machen, so gereichte ihm das keineswegs zum Nachteil, denn ich hatte den Lohn von ganzen vier Wochen im Beutel.

Als ich spät Abends in nicht ganz einwandfreiem Zustande auf dem Garbenhofe ankam, lag mein grünbemalter Koffer mit den unordentlich hinein-

gewurstelten Sachen gefüllt und mit einem Strick zugebunden vor der Haustüre. Ich entlehnte bei Tischbergers einen Schiebkarren und brachte mich und meine Habseligkeiten für einstweilen bei meinem alten Bundesgenossen unter.

Vor dem Weitergehen am Morgen erklärte ich Konrad allen Ernstes, es freue mich nichts so sehr, als daß es nun so gegangen sei. Ich sei schon lange ein Kamel gewesen, für so ein Hungerlöhnlein zu schaffen, ich wolle es jetzt in der Welt draußen probieren.

Die Welt, in der ich es probierte, reichte zwei Tagereisen weit: von Zimmerwald bis nach Schienen und Wermatshofen und von da wieder zurück auf die Steig. Am ersten Tage sprach ich da und dort auf den Bauernhöfen um Arbeit vor. Aber sei es, daß die Schramme im Gesicht mich nicht besonders empfahl, oder daß ich meine Fertigkeiten zu wenig ins Licht zu setzen verstand, überall, wo ich anklopfte, schien man auf acht bis zehn Jahre hinaus mit Leuten versehen zu sein. An dem einen Orte hieß es, ich sei im Heuet auch nicht dagewesen, ob ich vielleicht damals noch nicht gelebt habe? Am anderen streckte man mir ohne weiteres ein Kupferstück durch die Türspalte, etwa mit der liebenswürdigen Bemerkung, so einem jungen Tagdieb sollte man eigentlich mit einem buchenen Bengel zur Arbeit zünden.

Während ich in Wermatshofen bei einem Glase dünnen Mostes saß, kam unversehens ein kleines Heimweh über mich. Ich kam mir so recht wie der verlorene Sohn vor, dachte aber im Gegensatz zu diesem nicht daran, hier zu warten, bis ich das Futter mit den Schweinen würde teilen müssen, sondern wandte mich auf der geradesten Straße heimzu. Der beruhigende Vorsatz, in meinem ganzen Leben keine Dummheit mehr zu begehen, machte mein Herz froh und meine Schritte leicht.

Der Empfang auf der Steig war zwar nicht gerade ein erquicklicher, doch gab er mir dafür Gelegenheit, unter Hintansetzung der eben gefaßten Vorsätze einen alten Widersacher herrlich zu ärgern und mein Selbstgefühl wieder etwas in die Höhe zu bringen. Wie ich nämlich vom Bürgerwalde herabkommend in die Gehrenerstraße einbog, kam der Armenpfleger Stocker mit einer Fuhre Sagklötze des Weges. Ich wußte genau, daß er das Holz im Mesmerhölzchen geschlagen, das vordem zum Stelzenhof gehört hatte. Ich blieb stehen und sah mir die Ladung an. Es klebten noch zerschundene Efeuranken an den Stämmen.

Nachdem er bereits an mir vorbeigefahren war, hielt der Stocker still und tat, wie wenn er sich nach mir umsehen wollte, brachte seine Augen aber nur auf den halben Weg. Ob ich eigentlich vakant sei, fragte er mit besonderer Freundlichkeit. Als ich

dies bejahte, gab er mir zu verstehen, daß bei ihm eben zufällig ein Platz frei wäre.

„Wie viel Lohn?“ fragte ich, scheinbar auf seine Zumutung eingehend.

Er besann sich ein wenig. „Hm — das käme halt auf die Abrede an. Wie wäre es, wenn man sagen würde, sechs Franken für den Winter und für den Sommer acht?“

„Kommt darauf an, wie lang dann der Winter dauert.“

„Hä, so bis zum Brachmonat halt; bis die letzten Spätreife vorbei sind.“

„Ist mir zu lang.“

„Dann kann man ja sagen, bis Maitag.“

„Ist mir immer noch zu lang. Die rechte Arbeit geht doch manchmal schon im März an.“

„Meinetwegen. Könnten wir also den Sommer zu Ostern anfangen.“

„Ich bin für den ersten April.“

Er hob die Achseln ein wenig in die Höhe. „Ist allerdings etwas früh. Nun, ich will also tun was dir paßt, diesmal. Aber wie lang soll denn die Sommerrechnung gelten? So ungefähr bis zum ersten Herbstmonat, würd' ich halt meinen.“

Ich schüttelte bestimmt den Kopf. „Da sind doch die Kartoffeln noch nicht heraus. Nicht einmal der Roggen ist gesät.“

„Dann würden wir also Mitte September

nehmen?“ Seine Augen trafen mich mit einem stechenden Blick, als wollte er sich von der Ernsthaftigkeit meiner Unterhandlungen überzeugen. Denn ich mußte oft nebenaussehen, um mein Gesicht vor ihm zu verbergen.

Ich biß auf die Zähne und tat wie wenn ich mich besinnen müßte.

„Winter ist es halt bei mir erst dann, wenn ich Schnee sehe.“

Er stocherte mit dem Peitschenstock auf dem leicht gefrorenen Boden.

„Du hast goppel viel gelernt in der Einöde oben,“ sagte er. „Du dürftest mir, mein ich, schon etwas mehr Rechnung tragen, ich hab doch von Kindsbeinen an für dich sorgen müssen.“

Ich blieb hartnäckig bei meiner Auffassung betreffend den Winteranfang, und er lenkte nach kurzem Zögern ein. „Wenn wir aber nach deinem Kalender gehen und auf den ersten Schnee abstellen, mußt du es mit der Kost etwas gnädig machen. Dreimal Fleisch in der Woche, das langt doch?“

Auch damit war ich nicht einverstanden. „Unter vier malen tu' ich's bestimmt nicht. Ihr könnt machen, wie Ihr wollt. An Plätzen ist kein Mangel für einen, der schaffen kann.“

Die beiden Ochsen am Wagen waren ungeduldig geworden und wollten anziehen. „Wir wollen das wegen dem Kochen dem Weibervolk überlassen,

nur damit wir einmal fertig werden," meinte er, indem er die Tiere zurückhielt. „Wie wär's denn also mit dem Eintreten? Den alten Schnapser, den ich jetzt habe, würde ich lieber heute als erst morgen zum Teufel jagen."

Nun konnte ich das Lachen nicht mehr verbeißen, ich gab mir auch gar keine Mühe, dies zu tun. „Eintreten tu' ich bei Euch, wenn ich das zweite Mal auf die Welt komme," sagte ich ihm unverfroren ins Gesicht. „Und wenn Ihr mir zwanzig Franken gäbet in der Woche und den Sommer bis Lichtmeß dauern ließet — — bei so einem schaff' ich nicht."

Er traute den Ohren kaum. „Was sagst du da?"

„Ich sag', daß ich bei so einem nicht schaffe."

Er wußte vor Zorn nicht, wo er die Augen hinwerfen sollte.

„Was stehst du denn still, du Lotter? Lauf du ein andermal zu. Was brauchst du überhaupt mein Holz anzugaffen?"

Ich regte mich nicht von der Stelle. „Mir hat niemand etwas zu befehlen da auf der Straße. Wenn ich gern still stehe, steh' ich still."

Da suchte er mit dem Peitschenstock nach mir zu schlagen. „Wart, ich hau dir eins über die verschundene Fresse, du!"

„Was so einer haut, kann ich schon aushalten,"

spöttelte ich. Ich hatte ihm die Peitsche bereits entrissen und hielt sie nun hinter meinen Rücken.

„Gib mir die Geißel her!" krächzte er.

„Wenn ich will."

Nun trat er dicht vor mich hin. „Die Geißel will ich haben, Lausbub."

„So einer seid ihr vor mir gewesen."

Ich trat einen Schritt zurück und warf die Peitsche weit in die Wiesen hinein.

Vor Wut konnte er kein Wort herausbringen. Während er die Peitsche holen ging, zogen die zwei Stiere an, und da die schmale Straße dort eine Biegung macht, konnte es nicht anders gehen, als daß das eine Hinterrad von der Last es Holzes in den tiefen Seitengraben gedrückt wurde. An ein Weiterkommen war nicht mehr zu denken. Der Stocker stand neben dem Wagen und fluchte wie ein Heide. „Wart, Lausbub, dich nehm' ich vor den Friedensrichter!"

„Der Friedensrichter weiß auch, wie ihr zu diesem Holz gekommen seid."

Damit ging ich meiner Wege, während Stockers Knecht nachkam und die beiden schimpfend und lästernd die Bindketten lösten.

In der Ilge in Steig ließ ich mich vom Roßhofpächter Jakob Mathis in Gehren vorläufig für ein Jahr als Güterknecht einstellen, allerdings um etwas geringeren Lohn, als ihn mir der Stocker in

Aussicht gestellt. Während ich mit meinem neuen Meister Gesundheit trank, kam der Garbenbauer von Stillengrüt herein. Er bestellte sich einen Dreier und sagte nach einer Weile so nebenbei, ich hätte das mit der Kiste nicht so auf die hohe Achsel nehmen sollen, es habe sich dabei nur um einen Wink gehandelt. Er habe es nämlich nicht gerne, wenn einer in seinem Dienst ein Lotter werde. Ich bedauerte aufrichtig, diesen Wink falsch ausgelegt zu haben. Der Steiner vom Scherbenhof, der am andern Tische saß, meinte, nachdem der Pächter Mathis fort war, ich wäre auch bei ihm auf Lichtmeß gegen bessere Abrede untergekommen.

Ja, auf die Steig konnte man sich halt doch verlassen. Was war die Fremde dagegen, wo man einem die Zweirappenstücke durch die Türspalten schob? Ich nahm mir vor, dies für alle Zukunft im Gedächtnis zu behalten.

Sonnen- und Werkeltage. Der Stelzenhof.

Wenn ich heute mit gemächlicher Neugier und mit wehmütigem Michversenken im Gärtlein der Erinnerungen spazieren gehe, so muß ich manchmal darüber staunen, wie die flüchtigen Eindrücke eines Augenblickes, einer Stunde unauslöschlich in mein Lebensbuch eingeschrieben sind, während gleich daneben Dinge und Menschen einherwandeln, die ich

zwar wohl erkenne, die mich aber mit fremden Augen anblicken, fast als ob ich nur von ihnen geträumt hätte. So will es mir oft scheinen, als hätte ich von den Jahren, die ich auf den stillen Höfen, in Gehren und Untersteig als Roß- und Ackerknecht zugebracht, gar nicht alle selber gelebt. Es könnte ganz gut ein anderer gewesen sein, der hinter dem weltvergessenen Scherbenhofe Kartoffeln ausgeackert, Klee gemäht und der sich als angehender Soldat mit lieben und weniger lieben Kameraden in der Rekrutenschule vergnügt und gelangweilt hat. Es hätte ein anderer sein können, der oft wochen- und monatelang jeden lieben Tag mit dem knarrenden Sandwagen von Dreihäusern nach Trüb hinab auf den Fabrikbauplatz fuhr.

Gewiß, sie waren doch einmal fast mein einziges Gut und Teil, jene kargen, einförmigen Werkeltage. Und wenn sie mich nicht stumpf und tot gemacht, wenn ich mir über sie hinaus meine Träume und Festzeiten habe retten können, so darf ich dafür dem Zeigerhaniß danken, der mir in Kinderzeiten für alle die lieben Heimlichkeiten von Acker, Wiese und Wald die Augen geöffnet hat; ich danke es seinem Bruder, dem altmodigen Schullehrer Kaspar Inzuben, von dem die Bauern von Hohenegg behaupten, er sei ein so vortrefflicher Schulmeister, daß man ihm die am schlechtesten bezahlte Stelle im Kanton zugeteilt habe; denn da er auch ohne Lohn

Schule halten würde, brauche man nicht viel Rücksicht auf ihn zu nehmen.

Der „Vetter Kasper" wurde nicht müde, mich immer wieder mit Lesestoff zu versorgen; er gab mir auch allerlei Winke und Ratschläge, nach denen ich es auf ganz billige Weise zu einer eigenen kleinen Bibliothek bringen konnte. Meine Lesewut war unstillbar. Ich meinte wahrhaftig, in den engbedruckten, dürftigen Bändchen alles Schöne und Gute der Welt zu besitzen. Unbewußt gewann ich damals die einsame Feldarbeit täglich lieber, weil ich da am besten mit meinen Gedanken allein sein konnte. Mein Herz war oft so voll und heiß, daß ich der ganzen Welt vom Glück meiner wunderlichen Sehnsüchte hätte erzählen mögen.

Aber hinter den Sonnentagen stiegen immer wieder andere herauf; böse und arme Stunden, die mir das Gift des Neides ins Herz träufelten und in denen ich mich vom Leben hintangesetzt fühlte. So war Jakob Stocker, der mir in der Schule hundertmal die Rechnungen abgeschrieben hatte, jetzt Schreiber in einer Fabrik in Trüb. Er trug eine Klemmbrille auf der Nase, und wenn er am Sonntagnachmittag in der Ilge saß und von den Briefen erzählte, die er nach Indien, China und sogar bis nach Neuseeland zu schreiben habe, von den Dispositionen, die man in so einem Riesengeschäft treffen müsse, von den Chancen, die da ein tüchtiger Kopf

habe, dann hörten wir ihm mit offenem Munde zu. Da er immer noch bei seinem Vater in Steig wohnte, aus Freude am Landleben, wie er sagte, in Wirklichkeit, um sich das Kostgeld in Trüb zu ersparen, nahm er hin und wieder Gelegenheit, neben mir auf dem leeren Sandwagen von Trüb heraufzufahren. Er erzählte mir von einem Jaßklub „Nellania", dem die bessern Büreauangestellten in Trüb angehörten und der jeden Freitag Abend im Café Bellevue seine Sitzungen abhalte. Manchmal machten wir im Haldenwirtshause einen kurzen Halt. Das „Käferli" wie er Haldenwirts Emilie nannte, war immer sehr aufgeräumt, wenn wir einkehrten; doch brauchte es nicht viel Menschenkenntnis, um zu bemerken, daß sie mit ihren Gedanken den Jakob Stocker meinte, nicht etwa den Roßknecht, mit dem er fuhr. Er konnte ihr die Hände streicheln und recht artig mit ihr tun. Manchmal, wenn sonst keine Gäste da waren, blieb er noch ein wenig bei ihr sitzen. Aber wenn er sich mir anschloß, sagte er regelmäßig im Weiterfahren: „Ja ja, das Käferli! Wenn die nur glaubt! Die wird ein altes Herz bekommen, bis der Jakob Stocker auf den Leim geht. Da wäre es schad um die Chancen."

Auch andere Mädchen, die etwa an uns vorbei gingen oder vom Felde aus grüßten, kamen nicht besser weg; sogar Margritte Stamm fand nicht ohne weiteres Gnade. Die fange auch an, ihm an

den Weg zu stehen, behauptete er einmal, als sie im Garten schaffte, während wir am Steinernen Platz vorbeifuhren. Er werde sich aber dreimal besinnen, nicht bloß zweimal. Sie solle doch seinetwegen den reichen Witwer nehmen, der jeden zweiten Sonntag von Nehrbach heraufkomme. Die meine gewiß, er, Stocker, habe kein Wissen davon, daß ihr Vater schon mehr als zehntausend Franken für seinen Ältesten, den Emil, habe blechen müssen, der mit seiner Metzgerei und Wirtschaft in Krien einfach nicht vorwärts komme. Der Presi könne den Steinernen Platz lang herausputzen, wie eine Villa, ein richtiger Freier kalkuliere mehr auf anderes; wobei er mit den Fingern die Bewegung des Geldzählens machte. Wirklich hatte Stamm an seinem Hause einen grauen Pflasterbewurf anbringen lassen; manche behaupteten, es sei ihm dabei nur darum zu tun gewesen, den Spruch unterm Vordach zu verdecken, aus Ärger darüber, daß es ihm mit seinen Sachen nicht nach Wunsch gehe.

Hierauf machte mich Jakob Stocker noch ein wenig auf seine eigenen Vorzüge aufmerksam, die ich stillschweigend anerkannte. „Was meinst du? Die Mädchen wissen schon, daß sie es bei mir einmal fein haben werden. Wenn ich wo anklopfe, muß der reichste Bauernsohn zur hintern Türe hinaus."

Von mir sagte er gar nichts, und ich fand das auch selbstverständlich. Wenn mir dann andern Tages die Tochter meines Meisters in Dreihäusern,

die sehr häßliche Bannhofer-Christine, die merkwürdigerweise fast gar kein Kinn hatte, in der heißen Kiesgrube Most einschenkte und mich dabei mit ihren kugelrunden gelben Augen anblickte, wie wenn ich sie aus dem Wasser ziehen müßte, oder wenn sie beständig in der Grube umherschielte, als wollte sie mich darauf aufmerksam machen, daß wir wirklich ganz allein waren, sie und ich, dann kam oft eine leise Verzweiflung über mich und ich ließ die Pferde scharf anziehen.

Man konnte es ja allerdings als eine Art Geschenk betrachten, daß die habliche Bauerntochter mir die Hand hinhielt. Der alte Dengler-Jonis, der etwa in der Grube Sand laden half, hatte mir schon mehr als einmal zu bedenken gegeben, es sei einer ein Narr, die Augen an Pfirsichbäumen hinauf zu werfen, wenn ihm eine Birne am Weg liege. Pfirsiche seien sowieso nicht für mich, da werde ich immer zu spät kommen.

Ja, das glaubte ich selber, daß ich zu spät kam. Zu allem zu spät. Das mit dem Stelzenhof konnte ich mir wohl auch aus dem Kopf schlagen. Denn mit meinem Geldlein ging es langsam vorwärts. Und dem alten Hubacher, der fast immer im Bett liegen mußte, riet man täglich zum Verkaufe des Heimwesens, das den gebrechlichen Leuten eine Last war und immer mehr zum Lottergütlein wurde. Die Hubacherin hatte den Übernamen

„Distelfink“ bekommen, weil sie den halben Sommer über auf den schlechtgepflügten Äckern Disteln ausjäten mußte, ohne doch mit dieser Arbeit je zu Ende zu kommen. Um keinen Lohn ausgeben zu müssen, behalf sie sich mit einem halb blödsinnigen Knechtlein. Wenn man ihr vorstellte, daß das Gut mit jedem Jahr an Wert abnehme, sah sie einen fast mitleidig an. Der Franz, wenn er erst aus Amerika daheim sei, werde das alles bald wieder auf der Höhe haben.

Zu jener Zeit kam ich fast täglich àm Stelzenhofe vorbei. Aber er kam mir fremder vor, als früher. Es war mir kaum möglich, den verwilderten Garten und die schlecht bestellten Äcker anzusehen. Ich bekannte das dem Zeigerhaniß einmal, als wir zufällig eine Strecke weit den gleichen Weg zu gehen hatten, und fügte sogar bei, daß mich das Höflein jetzt nicht mehr so recht freuen würde.

Er ließ mich zuerst ohne Bescheid. Nach einer Weile sagte er mit wenig Anerkennung in der Stimme, er sei sonst nicht dafür, daß man sich in der gleichen Stunde dreimal anders besinne. —

Nachdem er bereits eine Strecke weit von mir weggegangen war, blieb er stehen, studierte ein wenig und sah sich dann nach mir um. „Du, wenn du Zeit hast — ich könnte dir etwas zeigen daheim“.

Ohne weiteres folgte ich seiner Einladung und schloß mich ihm an. Auf dem Wege durchs Ober-

dorf sagte keiner ein Wort; ich war innerlich sehr neugierig, um was es sich handeln möchte.

Es war noch nicht Feierabendzeit, das Haus war verschlossen. Haniß öffnete und geleitete mich, immer noch beharrlich schweigend, durch die Stube in die Nebenkammer. Dort wies er mit einer leichten Kopfbewegung auf einen eintürigen, braunbemalten Kasten, von dessen Türfüllungen jede einen Spruch trug.

Es stieg mir heiß in den Kopf. Ich hatte den Kasten augenblicklich erkannt.

Der Zeigerhaniß verstand die Frage, die unausgesprochen in meinen Augen lag. „An des Elfibauern Gant habe ich ihn gekauft, vor drei Tagen. Ich wußte schon lang, daß er dort stehe und habe darauf acht gegeben. Ich hab dir einmal — später — eine Freude damit machen wollen. Aber jetzt hat es ja keinen Wert, wenn du so gesonnen bist.“

Ich betastete den Kasten mit der Hand, ich machte ihn auf und sah hinein. An jener Schraube links in der Ecke hatte Vaters Sonntagsrock gehangen . . .

„Laßt ihr den Kasten nicht mir?“ Meine Frage klang kurz und gespannt.

Er sah mich mit einem sehr verwunderten Blicke an. „Ich kann dich heut nicht ganz erkennen,“ meinte er kopfschüttelnd.

Ich schämte mich vor ihm. „Wenn ich es machen kann, so muß der Kasten wieder dorthin

kommen, wo er einmal gestanden hat. Das sage ich Euch. Hier in dieser Kammer sage ich es."

„Also, gut."

Wir traten wieder in die Stube hinaus. „Laß nur den Kasten hier, bis du einen besseren Platz für ihn weißt. Wie ich es mir ansehe, würde es sich schicken, daß du jetzt die Militärkleider darin versorgen würdest. Es geschieht ihnen nichts bei uns."

Er nahm nun die geblümte böhmische Flasche, ein hoch in Ehren stehendes Hochzeitsgeschenk, aus dem Wandschrank, deckte den Falladen auf und stieg auf der steilen Treppe behutsam in den Keller hinab. Ich sah mir das kleine hölzerne Pferd und die verschiedenen Kinderschühlein an, die unterm Ofen standen.

„Der Letztjährige hat sich ordentlich gemacht," sagte Haniß im Heraufkommen, indem er den Wein gegen das Licht hielt. „Wir drehen den Hahn kaum alle drei Wochen einmal. Aber heut, meine ich, gehört es dazu."

Nachdem wir beinahe feierlich miteinander angestoßen, blieb es eine gute Weile still in der Stube. Dann räusperte sich mein Wirt ein wenig. „Ich habe dir noch etwas sagen wollen. An das müssen wir auch denken. Es ist nämlich so, daß der Armenpfleger Stocker verstohlen auf das Stelzenhöflein acht gibt. Gewiß, ich weiß es. Er meint, es würde

für seinen Ältesten, den Huldreich, passen, der jetzt auf der hintern Weid Pächter ist.“

Ich sagte kein Wort dazu, ich drehte nur immer mit harten Griffen mein Glas zwischen den Fingern.

„Hast du mich verstanden?“ fragte Haniß nach einer langen Pause. Nachdem ich mit stummem Kopfnicken bejaht hatte, fuhr er eindringlicher fort, indem er dabei den Zeigefinger bis auf Augenhöhe hob: „Weißt: still sein! das ist jetzt die Hauptsache! Wegen dem sag' ich es dir: der Stocker darf nichts merken! Wenn es dann Zeit ist, müssen wir reden, und am rechten Ort. Der Leberer in Zimmerwald kann da viel machen, der Hubacherin Bruder, mit dem ich in die Schule gegangen bin. Zu dem läuft der Stocker nicht. Der Leberer hat ihn vor zwölf Jahren im Ochsen in Gehren einen Marksteinversetzer gescholten und dafür fünfzig Franken ins Armenamt zahlen müssen. An so etwas denkt man.“

„Ich danke Euch für das alles,“ sagte ich. Die Dinge beschäftigten mich so sehr, daß ich nicht viele Worte machen konnte.

Wir saßen noch eine Weile beisammen. Der Zeigerhaniß berichtete von seinem neuen Dachstuhl, er führte mich nach der schönen freistehenden Scheune hinüber und machte mich auf sämtliche Vorzüge ihrer Bauart aufmerksam. Er wies mit der Hand nach dem mächtigen Mittelbalken hin-

auf, der die Garbendiele trägt. „Weißt, das ist die schöne Rottanne gewesen gleich zu oberst beim Markstein. — Ein wenig gewürgt hat's mich schon. Aber die jungen Tännchen haben sich jetzt schon ordentlich wieder herausgemacht. Und wir haben dem Arnold doch auch einen Gefallen tun müssen. Er schafft, ich kann mich nicht klagen. Nur daß wir halt nicht in allem den gleichen Begriff haben. Die Frieda ist so in ihre drei Buben vernarrt, daß man oft über sie lachen muß. Es wär jetzt soweit alles recht. Wenn man ihm halt nur nicht hätte nachlaufen müssen ..."

Vor dem Fortgehen bat ich den Zeigerhaniß, mich den Kasten und die Sprüche noch einmal sehen zu lassen. Er kramte einen Streifen Papier und einen Bleistiftstummel aus der Kommode. Ich könne mir den Vers ja notieren, meinte er. So etwas dürfe man sich wohl merken.

Während ich die mit dicker Ölfarbe unbeholfen hingemalten Worte abschrieb, dachte ich daran, wie ich in Kindertagen die für mich rätselhafte Inschrift manchmal auf einem Stuhle stehend mit den Fingern betastet hatte. Es lag doch viel Zeit zwischen damals und jetzt. Und der auf die zwei Füllungen verteilte Spruch schien gleichsam für diese Stunde gemacht zu sein. Auf der oberen hieß es:

Das Leben ist eyn Mühlenhauß,
Schütt' Korn hineyn, komt Mel heraus,

und auf der untern:

Eyn gutter Wille tut sehr Not
Nach dem Kernen schmeckt das Brot.

Während ich an diesem Abend gegen Dreihäusern hinaufstieg, kam ich mir um Jahre alter und härter vor. Ich schämte mich innerlich vor dem alten Manne, der mir immer noch den Weg zeigen mußte, wie einem Kinde. Es schien mir, als hätte ich bis jetzt fast die halbe Zeit verscherzt und verbummelt, ich hätte es gewiß in den all den Jahren viel weiter bringen können. Dann dachte ich wieder darüber nach, wie ich den Kasten später in Ehren halten wolle.

Schon am andern Morgen während des Melkens sagte ich dem Meisterssohn, daß ich etwas mehr Lohn haben müsse; ich bringe zu wenig vor. Und ich müsse doch auf später rechnen.

Der Scherbenhof-Oswald lächelte nur. Es gebe da keinen Anstand, meinte er. Der Vater habe halt immer gesagt, er fange nicht von dem an, solang der Gideon nicht selber reklamiere.

Ganz gewiß, ich hätte schon die längste Zeit ganze hundert Franken im Jahr mehr auf die Seite bringen können! Ich war nur zu bequem und zu gleichgültig gewesen. Es war gut, daß mich mein alter Meister nicht nach dem Kassenbüchlein gefragt hatte . . .

Stille Heimstatt. Eine Kalendergeschichte.

Nicht lange nachdem der Zeigerhaniß für mich den Kasten ergantet, sollte sich mir im Oberdorf unverhofft eine kleine, freundliche Heimstatt auftun, in der ich auch dieses werte Gut unterbringen konnte. Mein Götti auf dem großen Wäldi war beim Spatzenausnehmen von der Leiter gefallen und tot ins Haus getragen worden, fast in der gleichen Stunde, da man dem gänzlich verblödeten Krüppel Kari zum Ende wartete. Die Base Käther war um keinen Preis zu bewegen, auch nur einen Tag länger, als sie mußte, auf dem Wäldi zu bleiben. Sie nahm die erste gute Gelegenheit wahr, den stark verschuldeten Hof zu verkaufen und ins Dorf hinabzuziehen.

Während ich ihr den Hausrat aus dem Wäldi nach ihrem bescheidenen Schlupf im Oberdorf bringen half, blieb sie manchmal mitten im Schaffen stehen und blickte, die Hände ineinandergelegt, nachdenklich vor sich hin. „Ich kann es fast nicht glauben, daß ich jetzt noch einmal zu den Leuten kommen soll. Wenn man halt fünfundzwanzig Jahre fast wie unter der Erde gewesen ist . . .“

An Gut nahm sie nicht viel mehr vom Wäldihofe mit, als sie in den langen Jahren als Magd verdient hätte. Sie sagte, das Geld freue sie nun doppelt, weil sie mir später ein wenig damit werde helfen können.

Es verging nun kaum ein Sonntag, an dem ich mich nicht für ein Stündchen oder zwei bei der Base Käther hätte sehen lassen; und sie war immer froh, wenn ich kam. Immer wieder schlug sie mir vor, ich solle das Dienen aufgeben, da ich ja jetzt an einem Ort daheim sei, und soll es mit Taglöhnen und mit der Waldarbeit probieren. Das leuchtete mir ein und ich kündete dem Scherbenhofer auf den Herbst. Ich war um und um voll fröhlichen Mutes und freute mich auf die Zeit, die mir noch werden mußte.

Von meinen Kameraden hatte schon mancher den Burschenhut weggelegt. Am frühesten war Hans Kinsperger an die Reihe gekommen, der zum Ärger seiner Eltern von der hübschen Marie Pfander nicht mehr hatte loskommen können.

Auch Jakob Stocker trug jetzt mit gemessenem Stolze seinen Verlobungsring zur Schau. Er hatte sich auf irgendeine Agentur nach der Stadt verzogen, war jedoch klug genug gewesen, vorher noch die Angel nach der reichsten Bauerntochter auf der Steig auszuwerfen, nach der Regina Eckert im Stillengrüt. Man munkelte zwar, die Regine habe den Erbfehler der Stilli-Leute nicht an sich, sie leiste im Gegenteil im Reden das zu viel, was die andern schuldig blieben. Dennoch war Jakob Stocker jetzt ein vielbeneideter Bräutigam. Wenn er am Sonntag mit Regine Arm in Arm an der Ilge

vorbeiging, sagten die alten Bauern zu einander: „Es ist immer so gewesen: die Schulden haben Kleb, die trägt keiner von der Steig fort. Bloß das Geld kommen sie holen, die Steckliträger, das wir zusammengerackert haben."

Am lustigsten kam mir vor, was Konrad Tischberger auf dem abgelegenen Höflein im Hintertobel erlebte. Er hatte es nicht versäumt, beim Tobelbauern als Knecht einzutreten, als dieser kränklich und bettlägerig zu werden anfing, wenngleich die in Aussicht genommene Braut damals kaum der Unterweisung entwachsen war. „Weißt, man muß hell sein," hatte er zu mir gesagt. „Das Vereneli wächst sich gut aus, da will ich doch auf alle Fälle in der Nähe sein."

Nun kam er — sein Meister lag damals seit etwa drei Wochen unterm Boden — eines Abends beim Zunachten in voller Aufregung zu mir nach dem Scherbenhofe herüber.

„Du, mein das ist verdammt lustig!" rief er mir schon von weitem zu. „Siehst du mir nichts an, hä?"

Ich hielt verwundert mit Kleeaufladen inne. „Was sollt ich dir denn ansehen?"

„Ein Hochzeiter bin ich, du Narr! Schon seit vorgestern! Und noch keinem Menschen hab' ich es sagen können! Da muß ich doch weiß Gott extra herüberlaufen! Ein Hochzeiter! Hörst du es denn

nicht?" Er klatschte in die Hände und war vor Freude und Verwunderung über sich selber ganz aus dem Häuschen. „Und wenn du erst alles weißt! Ich glaube nicht, daß auf der Welt schon ein allereinziges Mal so was vorgekommen ist!"

„Und schnell ist das goppel gegangen," ergänzte ich halb ungläubig, während ich den zwei Ochsen noch eine Gabel voll Klee hinlegte. „Vor acht Tagen sind wir doch nebeneinander im Ochsen in Gehren gesessen, und du hast kein Sterbenswort laut werden lassen."

Er war jetzt dicht zu mir herangetreten. „Ja — vor acht Tagen und jetzt! Das ist halt ein Unterschied. Fast so ein Unterschied, wie wenn du heute Knecht bist auf dem Scherbenhofe und morgen wärst du König von Schlaraffenland! Also, kurz und gut: in elf Monaten feiern wir Hochzeit."

Er setzte sich auf das Ende des Wagenbaumes, faltete die Hände über dem Hinterkopf und schaute mich an wie ein Sieger.

„Warum gratulierst mir nicht? So sag' doch einmal etwas!"

„Hä — ich muß mich doch erst besinnen. Das Vreneli ist ja noch nicht einmal siebzehn Jahre alt."

Er führte mit Kopf und Schultern eine wegwerfende Bewegung aus.

„Ach du! Fang mir nicht von der an! Ein

Kind i st ein Kind! Wenn ich auf so einen Gofen warten müßte, könnt' ich graue Haare bekommen!"

Ich schüttelte verständnislos den Kopf. „Jetzt habe ich gemeint, du seiest so auf den Tobelhof versessen? . . ."

Er ließ sich vom Wagenbaum herab auf die Füße gleiten und lief, das Kinn fast senkrecht in die Höhe haltend, ein paar Schritte weit von mir weg, wie wenn ich mich ihm als Stumpfsinniger zu erkennen gegeben hätte. Plötzlich aber kehrte er sich auf einem Absatz gegen mich um. „Als ob denn die Justine nicht auch im Haus wäre! Die Justine! Die Justine, du Aff!"

Da ging mir allgemach ein Licht auf. Ich mußte laut herauslachen. „Ja so. Das ist was anderes, wenn du die Witfrau heiraten willst!"

„Man sagt doch nicht Witfrau!" entgegnete er betreten. „Witfrau! — — Wenn eine bloß zwei Jahre älter ist als ich! Und wenn ihr Mann gegen die achtzig gewesen ist!"

„Also denn — ich wünsch' dir Glück zu deinem Maitli!" sagte ich scherzend und schüttelte ihm die Hand.

Seine Augen leuchteten förmlich. „Glaubst du, daß von hunderttausend Mädchen ein einziges so lieb sein könnte, wie sie?" Er sah sich vorsichtig nach allen Seiten um. „Mich nimmt nur das eine Wunder: wie ich fast zwei Monate lang neben

so einer habe blind sein können! Einfach, ich hab' die Augen an den Schuhsohlen gehabt! Ein Glück, daß das Kind für ein paar Tage aus dem Haus kam, sonst hätte es noch lang so weitergehen können. So ein Esel! Man kann doch wahrhaftig mit den Füßen über sein Glück stolpern!"

Die Dämmerung war inzwischen eingetreten. Er schlich vorsichtig um den Wagen herum, um sich zu überzeugen, daß niemand in der Nähe sei; dann trat er dicht zu mir heran. „Weißt, dir muß ich es sagen, wie es gegangen ist, aber sonst erfährt nie ein Mensch etwas davon. Nicht ganz alles kann ich dir sagen, aber doch das meiste. — Also vorgestern abend ist's gewesen. Das Vreneli hat am Nachmittag nach Zimmerwald hinübergehen müssen, zu einer Wöchnerin, die mit uns verwandt ist. Ich und die Justine sind nach dem Nachtessen am Tisch gesessen, und ich habe wie sonst ein Pfeifchen geraucht. Noch gar nichts hab' ich gewußt, sag' ich dir! Noch gar nichts! Hat mich die Justine gefragt, wieviele Zentner Frühkartoffeln der Stumpf in Dreihäusern bis jetzt eigentlich abgeholt habe? Ich hab ein wenig studiert und bin auf vierzehn und einen halben Zentner gekommen, die ersten vier Zentner zu fünf Franken, die andern zu vier achzig. Sie meint, es müßten mindestens fünfzehn Zentner gewesen sein, aber ich lasse es ihr nicht gelten. Da nimmt sie den Kalender aus dem Rahmen und rechnet und

zählt mit dem Zeigfinger nach. Ich hab' ihr zugesehen und hab' noch immer nicht die kleinste Ahnung gehabt. „Da, Ihr könnt selber nachrechnen, ich hab' recht," sagt sie jetzt, und ich setze mich neben sie hin und denke bei mir: Da wollen wir jetzt doch gleich sehen! Denn ich hab' ganz genau gewußt, daß es nicht mehr als vierzehn Zentner und fünfzig Pfund gewesen sind.

„Wie wir jetzt so miteinander nachrechnen, ich natürlich im Eifer, wie das immer ist, wenn man eine Sache sicher weiß, und jemand behauptet das Gegenteil, da passiert plötzlich das Merkwürdige, daß ihre Wange und die meinige sich ein ganz klein wenig streifen. Das wird man nie herausbringen können, welches von beiden schuld gewesen, ich glaube, gar keins. Item, in mich ist etwas wie ein kleiner Blitz gefahren, ich habe den Kopf nicht gleich zurückziehen können, im Gegenteil. Und auf einmal haben wir uns in die Augen gesehen und haben vom Kalender und von den Kartoffeln gar nichts mehr gewußt.

Du glaubst jetzt vielleicht, du an meinem Platz hättest es anders gemacht, du wärest bei dem alten Plan geblieben. Das kann einer meinen, der noch nichts mitgemacht hat. Wenn dich eine so ansieht, dann sind dir sämtliche Pläne der Welt wurst. Wir sind dann noch eine gute Weile beieinander am Tisch gesessen; aber nicht ganz wie

Knecht und Meisterin. Es hat allerlei zu schwatzen gegeben, das Küssen haben wir auch nicht vergessen, und jedes hat sich über sich selber und über das andere verwundert. Item — es kommt halt gern vor im Leben, daß just das geschieht, woran man am allerwenigsten denkt. Wie damals vor drei Jahren, wo mir Steinhöflers brauner Stier zwei Rippen eingedrückt hat. Da will ich denn freilich den jetzigen Fall lieber.“ Er kicherte leise in sich hinein. „Alles sag' ich dir nicht; man darf nicht aus der Schule schwatzen ... Ja — — wenn halt die Justine nicht in die Nebenkammer gegangen wäre, die Photographie suchen! Weißt, das Bild, wie sie im Konfirmandenkleid ausgesehen hat. Weil sie es im Dunkeln nicht gleich hat finden können, bin ich mit der kleinen Stehlampe unter die Türe gestanden und hab' ihr gezündet. Hättest du da nicht auch ein wenig in die Kammer hineingeguckt? Ich hab' sie gefragt, warum der Name auf dem Leintuchumschlag denn J. M. heiße und nicht J. K.? Sieht sie mich nur so von der Seite her an. Hä, sie habe doch auch einmal einen Mädchennamen gehabt; Justine Meister habe sie immer viel lieber gehört, als Frau Kleiner. — Ich sei goppel recht g'wundrig, hat sie dann gemeint und immer noch nach dem Bild gekramt, bis ich ihr zu verstehen gegeben, daß es mit dem nicht pressiere und daß sie mir selber lieber sei, als zehn Photographien.

Nachher, während sie im Hausgang den Nachtriegel steckt, verberg' ich mich richtig hinter der Stubentüre und halte ihr, als sie hereinkommt, die Hände vors Gesicht: Rat', wer ist's? Ist gut raten, meint sie, wenn in Haus und Hof kein sterblicher Mensch vorhanden ist, als du und ich. Und dabei hab' ich ein Lächeln von ihr in die Augen und ins Herz geschenkt bekommen — — weißt, soviel ist gewiß, daß auf hundert Stunden weit keine zweite so ein Lächeln fertig bringt!"

„Das meinst du jetzt," sagte ich etwas ungläubig, hatte ihn aber damit erheblich beleidigt. „Mit dem, was du vom Weibervolk weißt, ist es sowieso nicht weit her", sagte er ganz von oben herab. Wer einzig und allein auf Schönheit sieht, ist just so dumm, wie eine Stadtfrau, die auf dem Obstmarkt Holzäpfel kauft, weil die hübsch rot gestreift sind, und läßt daneben die süßen grünen Laubäpfel liegen."

Er besann sich ein wenig. Immer wieder mußte er leise für sich den Kopf schütteln. „Zu studieren gibt das einem schon: viele Menschen erleben die wunderlichsten Sachen, und bei andern geht es nur immer im gleichen Tramp fort. Ich bin froh, daß ich nicht zu denen gehöre."

Ich gab zu, daß er mich fast ein bißchen neidisch mache.

„Vielleicht wirft dir der Zufall dann auch ein-

mal einen Stein in den Garten," prophezeite er geheimnisvoll und beinahe großmütig, als ob das zum Teil von ihm abhinge. „Der Zufall macht alles. Wir haben in diesen Tagen schon manchmal zusammen gesagt, die Justine und ich: ‚Wenn jetzt auch das wegen den Kartoffeln gar nie passiert wäre und ich nach wie vor auf das Vreneli gewartet hätte?' Das verstehe ich immer nicht recht, wenn sie meint, die Base in Zimmerwald hätte ganz wohl einen Monat früher in die Wochen kommen dürfen; ich weiß nicht, was der ihre Kindbett mit unsern Sachen zu tun haben sollte. — Mit dem Gewicht hat sie dann eineweg auch nicht recht gehabt, der Stumpf in Dreihäusern ist kein Pfund mehr schuldig gewesen, als vierzehn und einen halben Zentner. Aber das ist jetzt Nebensache. Die Hauptsache ist, daß in elf Monaten ihr Trauerjahr um ist und wir uns heiraten können. Du mußt dann Brautführer sein und die Bannhofer-Christine Brautjungfer. Wer weiß, ob es dann nicht auch für dich einen Schick gibt? Man kann dem Zufall bisweilen auch ein wenig vorarbeiten. Ihr müßtet bloß einmal zusammen im Kalender blättern . . ."

Er kicherte wieder in sich hinein, wie vorhin. Ich sagte, nun müsse ich heimfahren, sonst meine der Scherbenhöfler, ich sei mitsamt dem Klee und den Stieren abhanden gekommen. Und wegen der Brautjungfer könne man sich jetzt noch besinnen;

die Bannhofer-Christine habe mir so oft in der Sandgrube Most eingeschenkt, daß mir davon auch der Durst nach ihrem Anblick vergangen sei.

Neuer Wirkungskreis. Der Maitli-Christoffel.

Es dauerte gar nicht lange, so trug sich auch auf meinem Wanderwege Unerwartetes zu. Ich war an einem Sonntagnachmittag mit dem Vorhaben vom Scherbenhofe weggegangen, beim Förster Bodenmann in Trüb wegen der Waldarbeit im Winter Anfrage zu halten. Auf dem Wege dachte ich allen Ernstes darüber nach, ob ich nicht heute Abend nach dem Füttern dem Johann Rebsteiner in Dreihäusern den eisernen Hemmschuh zurückbringen wolle, den mein Meister vor einigen Tagen beim Scheiterführen bei ihm entlehnt hatte. Denn ich war in letzter Zeit hin und wieder mit meinen Gedanken bei der Rebsteiner-Luise gewesen, mit der ich während meiner Dienstzeit in Dreihäusern fast jeden Tag ein paar Scherzworte gewechselt, und deren Art und Wesen ich gut im Gedächtnis hatte. Sie hatte goldgelbe, ins Rötliche schimmernde Haare, ein frisches, rundes Gesicht und zwei muntere Schalksäuglein, die sie nie ganz aufmachte, wenn sie einen ansah.

Da kam mir oberhalb des Haldenwirtshauses unversehens Margritte Stamm entgegen. Ich dachte nichts anderes, als daß sie mir ansehen müsse, an

was ich soeben gedacht; ja ich hätte beinahe laut herausgesagt: „Nein! Daß ich nach Dreihäusern gehe heut Abend, das ist nicht wahr! . . .“

Wir wechselten ein paar nichtssagende Worte. Im Weiterschreiten kam ein heftiger Unwille gegen mich selber in mir auf. Warum konnte ich denn von dieser nie ganz wegkommen? Gewiß, wenn sie es wüßte, sie würde mich auslachen!

Und ich nahm mir vor, nun erst recht zur Rebsteiner-Luise zu gehen . . .

Im Haldenwirtshaus, wo ich zu kurzer Rast einkehrte, saß als einziger Gast der Präsident Stamm. Ich komme ihm jetzt wie gerufen, sagte er leutselig zu mir. Ob es wahr sei, daß ich vom Scherbenhof fortgehe? Er hätte mich nämlich im Ernst fragen wollen, ob ich nicht für einige Zeit bei ihm eintreten möchte. Nur für solange, bis der Karl, sein jüngerer Sohn, aus der landwirtschaftlichen Schule zurückkomme.

Ich trank ein Schlückchen Wein aus dem Glase, das er mir zum Bescheidtun hingeschoben hatte. Nun — ich könne mir die Sache ja überlegen, lenkte ich ein, und zwar tat ich das in einem Tone, als ob es mir mit dem Überlegen Ernst wäre. Innerlich hatte ich bereits bei seinem ersten Worte zugesagt. Und den schweren, eisernen Hemmschuh konnte mein Meister dem Rebsteiner nun selber zurückbringen. — —

Am zweitfolgenden Sonntag mußte ich meine

neue Stelle bereits antreten. Der ältliche Melker Christoffel, mit dem ich die große Windenkammer zu teilen hatte, machte sich so wenig als möglich aus mir. Abends beim Schlafengehen brummelte er, während er gemächlich in sein Bett kroch, halblaut vor sich hin: „Da ist jetzt also richtig wieder so ein Bohnenkalb gekommen."

Ich gab ihm zu verstehen, daß er solche Bemerkungen in Zukunft für sich behalten könne, worauf er den kleinen, zwischen zwei mächtigen Schultern sitzenden Kopf in höchstem Grade verwundert nach mir umdrehte. Ob das mich etwas angehe, wenn er gern für sich selber über etwas nachdenke?

Ohne sich weiter um mich im geringsten zu kümmern, fuhr er fort, seine Gedanken in kurzen, abgebrochenen Sätzen vor sich hin spazieren zu führen. Ich brachte bald heraus, daß er mit dem Kosenamen nicht mich gemeint habe, sondern einen angeblichen Vetter, der heute nachmittag im Steinernen Platz in kaum zu verkennender Absicht auf Besuch gewesen war. „Vetter!" giftelte er mit spottender Betonung in die Decke hinein. „Schöner Vetter! — — Wird wieder so ein Batzenschmecker sein. So ein Schuldenworger. Aha, Här Vetar, reiche Frau gefällig, hä! — — Meine Kühe geben auch Milch, wenn sie schon nicht prämiert sind, wie deine, du Lällmaul. — — Die wird dir's schon sagen, was mit dem Erben sei. Kannst dein Ohrfeigengesicht an

einem andern Ort feilhalten. So eine braucht man nicht ums Geld zu nehmen, du Aff."

Damit schien er mit seinem Nachdenken fertig zu sein, er ließ nichts mehr von sich hören. Ich hätte mich gern auf diese oder jene Weise ein wenig an ihn gemacht, aber es war rein unmöglich, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Auf meine Frage, wo er eigentlich daheim sei, gab er mir mit trockener Gelassenheit zum Bescheid, ich könne vielleicht meine Zeit hier abdienen, ohne daß ich das wisse. Einen Vater habe er eineweg gehabt. Mit meinen zwei Vorgängern sei er jeweilen in einer halben Woche fertig geworden. Wenn ich von einer so guten Sorte sei, wie man ihm weismachen wolle, so sei es recht, aber vorläufig seien wir noch unser zwei.

Nach einer Weile, da Christoffel scheinbar am Einschlafen war, glaubte ich ihn daran erinnern zu müssen, daß seine Kerze noch brenne. Seine Kerzen bezahle er immer selber, gab er mir zurück. Und es brauche ihm auch niemand zu sagen, wann es für ihn Zeit zum Einschlafen sei.

Nun wollte ich meinerseits auch nichts mehr von ihm wissen; ich kehrte mich nach der Wandseite und hielt mich still. Ohne den werde ich es schon machen können, dachte ich bei mir selber. Plötzlich nahm ich zu meinem nicht geringen Erstaunen wahr, daß er in bloßem Hemd neben meinem Bette stand. Ich

müsse es nicht übelnehmen, sagte er, aber er wolle es mir jetzt gleich im Anfang sagen, daß ich es in diesem Haus mit ihm zu tun habe. Wenn der Meister nicht daheim sei, sei er daheim.

Mein Gleichmut kam stark ins Wanken. Ich richtete mich halbwegs auf und fragte ihn kurz, ob er wohl auf der Stelle in sein Nest zurückgehen wolle?

Meine Gereiztheit schien keinen erheblichen Eindruck auf ihn zu machen. Er blieb gelassen auf seinem Platze stehen, die unförmlich großen Pratzen an die Oberarme gelegt. Ich mußte diese Hände immer wieder mit dem kleinen Kopfe vergleichen, der neben ihnen sozusagen nicht in Betracht kam. Er hätte den Kopf wie einen Apfel in die Hände nehmen können.

Ich legte mich nun wieder und suchte der Sache von der komischen Seite beizukommen. „Du glaubst gewiß, ich werde in der Nacht von einem Engel träumen, wenn du noch lang in diesem Aufzug vor meinem Bette stehst!"

Er ließ einen kurzen Blick über seine eigene Figur gleiten, schien aber nichts Außergewöhnliches zu entdecken. „Engel oder Bengel, das ist mir wurst. Aber ein ungeputztes Maul ist mir allenfalls nicht Wurst. Jedes Wort muß in diesem Hause so sein, daß es ein Schulkind hören dürfte, halt wenn sie da ist. Weibervolk und Weibervolk ist zweierlei. Und wegen dem Essen darfst du sie auch nicht ärgern. Da wird nicht getadelt, da wird kein schiefes Gesicht ge-

macht: da wird gegessen. Oder du hast es mit dem Christoffel zu tun."

Damit hob er die Belagerung auf und legte sich aufs Ohr. Ich glaubte ihm noch beibringen zu müssen, daß ich auch ohne ihn wisse, was Anstand sei und daß sich meinetwegen noch kein Mädchen die Ohren zugehalten habe, worauf er als letztes Wort nachdrücklich wiederholte: „Weibervolk und Weibervolk ist zweierlei."

Seltsamerweise wurden ich und Christoffel schon in der ersten Woche dicke Freunde. Während er, wie man mir sagte, für gewöhnlich im Verkehr mit seinen Nebenknechten ohne die Sprache auskam und sich mit lautem Denken begnügte, war er mir gegenüber bald sehr leutselig und aufgeräumt. Schon am dritten Abend kam er, während ich den Pferden das letzte Futter aufschüttete, zu mir in den Roßstall herüber. Er tappte erst eine Weile verlegen hin und her, worauf er wie nebenbei sein Anliegen vorbrachte. Er habe mir nur sagen wollen, daß ich sein Kolleg sein könne, wenn es mir daran gelegen sei.

Ich machte den Pferden die Streu zurecht und gab zu, daß ich mir immer gedacht habe, wir zwei würden miteinander auskommen. Gut, dann sei es also abgemacht, bestätigte er und wurde nun unversehens zutunlich. „Ich zeige dir, wenn du willst, sogar mein Buch heute abend. Seit ich da bin, hat

es noch keiner zu sehen bekommen. — Der Dienst ist recht, man kann es hier schon aushalten, besonders wenn sich zwei Kollegen verstehen. Ich verlange ja nichts weiter von dir, als daß du dich beim Reden in acht nimmst, wenn sie in der Nähe ist. Mir selber macht es gar nichts, da kannst du die dicksten Brocken unters Maul nehmen."

Er schneuzte sich nach seiner Gewohnheit mit den Fingern die Nase. Diese Arbeit führte er immer auf eigene, unnachahmliche Weise aus, indem er seine klobige Hand weitausholend mit blitzartiger Bewegung nach dem kleinen, beinahe zierlichen Näschen greifen ließ. Ich war im Anfang jedesmal ernstlich in Sorge, er werde sein Gesicht vergewaltigen.

Nachts vor dem Einschlafen stand er unversehens wieder wie am Sonntag abend im Hemd neben meinem Bette. Er teilte mir im Flüsterton beinahe verschämt mit, er sei nämlich in die Tochter des Hauses verkracht. Eigentlich schon seit sechs Jahren, aber gemerkt habe er es erst in der letzten Zeit.

Hierauf dehnte er sein Geständnis noch etwas weiter aus, indem er zugab, daß sie zwar die einzige, aber nicht ganz die erste sei, die er im Ernst gern habe. Mit den übrigen Mädchen komme er bloß gut aus. Er sei nämlich ein Mädchenfreund. Natürlich im Anstand, er sei mit Ehren sechzig Jahre alt geworden.

Nachdem er bereits wieder zu Bette gekrochen

war, fiel ihm noch etwas ein. Jetzt habe er noch vergessen, mir das Buch zu zeigen. Er stand auf, krabbelte den Schlüssel hinterm Wandkasten hervor und öffnete umständlich seine alte Kleiderkiste. „Mein Buch mußt du jetzt noch sehen,“ sagte er. „Wenn du es lesen magst, kannst du noch heute abend damit anfangen. Nur muß es den Tag durch immer in der Kiste eingeschlossen sein, ich weiß schon warum.“

Er hatte jetzt den dicken Lederband ans Licht gebracht, sorgfältig aus seiner Verpackung herausgeschält und wies ihn mit Genugtuung vor. „Das Buch hat mich fast vier Wochenlöhne gekostet; aber es ist den Preis wert. Zuerst sind es lauter kleine Hefte gewesen, von denen mir jeden Sonntag eines extra auf der Post zugeschickt worden ist damals, als ich noch im Badischen Melker war. Immer hat es auf der Adresse „Wohlgeboren“ geheißen. Natürlich, man kann doch überall wissen, daß ich aus rechter Familie bin. Der Buchbinder Wenk in Krien hat mir dann nachher alles eingebunden, auch die Bilder. Nicht jeder hätte das fertiggebracht, wie der Wenk. Seine erste Frau und meine selige Mutter sind noch ein wenig verwandt gewesen, drum hab' ich ihm den Verdienst zugehalten.“

Er las mir den Titel des Buches vor: „‚Isabella, Spaniens verjagte Königin. Ein Roman und doch kein Roman. Von einem Eingeweihten.‘ Also wahr,“ betonte er nachdrücklich. „Was hab'

ich von einer Geschichte, die Wort für Wort erstunken und erlogen ist? Und was da alles für Dinge drinstehen!" Er dämpfte seine Stimme ein wenig und zählte mit innerstem Behagen auf: „Sieben Ehebrüche, davon drei im ersten Kapitel, man braucht also nicht erst weit zu lesen. Elf Mädchen verführt, ich habe es aufgeschrieben. Zuerst hab' ich's immer nur auf zehn gebracht, aber dann ist im letzten Kapitel noch eine Nonne dazugekommen, die ich der Bequemlichkeit halber auch zu den Mädchen gerechnet habe. Dazu werden an einem Ort achtzehn Klosterfrauen aus ihren Zellen geraubt, zwei davon ohne ihren Willen, und eine sogar im bloßen Hemd, so wie ich jetzt vor dir stehe. — Und das alles wahr! . . ."

Er klappte das Buch triumphierend zu, und da ich vorgab, heute abend zum Lesen zu müde zu sein, versorgte er es wieder in der Kiste. „Das Buch springt nicht fort; du kannst ein halbes Jahr daran lesen. Ich habe auch jedesmal, wenn ich mich wieder daran mache, vier Wochen. Die Isabella muß ein sehr schönes Frauenzimmer gewesen sein. Aber heiraten hätte ich sie doch nicht mögen. Sie hätte auch nicht ganz zu mir gepaßt. Die Hauptsache ist immer: das Buch nie liegen lassen, gelt! Uns macht so etwas ja nichts. Aber fürs Weibervolk ist das schädlich. Und wenn sie erst wüßte daß ich so ein Buch habe, ich würde mich schwarz schä-

men, nicht bloß rot. An dem Tag, wo sie das Buch in die Hände bekommt, geh' ich von hier fort."

Den eigentlichen Höhepunkt erklomm Christoffels Zuneigung zu mir, als ich ihm an einem Sonntagabend, da er viel zu spät und etwas angeheitert heimkam, beim Füttern behülflich war und ihm dabei die Hauptarbeit abnahm. Er war früh nach dem Mittagessen aufgebrochen, mit dem Vorhaben, eine Schwester in Zimmerwald zu besuchen, war aber, wie er mir mit Wonne erzählte, oberhalb Gehren von einer Schar Mädchen abgefaßt, in die Mitte genommen und im Triumph ins Ochsenwirtshaus zurückgeführt worden, wo er die ausgelassenen Dinger, wie schon oft, mit Wein und Butterwecken bewirtete und ihnen aus dem gegenüberliegenden Spezereiladen Feuersteine*) und Gerstenzucker holte, soviel als sie verlangten. Die Mädchen hatten es sich nicht nehmen lassen, den harmlosen alten Knaben gegen Abend in straßenbreitem Aufzug nach Steig herab und bis vor den Steinernen Platz zu begleiten, was für ihn ein Fest ohnegleichen bedeutete. Er sang und gröhlte in ihrer Mitte und rief jedem Vorübergehenden zu, er habe jetzt halt einmal mit seinen vierzehn Schätzen einen Bummel gemacht. Mir gestand er nachher in heller Aufregung, wenn einem an jedem Arm so

*) Kleine in farbiges Papier eingewickelte Zuckerstücke, deren jedem ein Zettelchen mit irgend einem Scherzreim beigelegt ist.

ein molliger Käfer hange, so möchte man am liebsten mit ihnen geradewegs in den siebenten Himmel hineinspazieren.

„Daran werde ich dir bis zum jüngsten Gericht denken, daß du mich an diesem Tag nicht im Stich gelassen hast," sagte er, als wir nach Feierabend noch ein Viertelstündchen auf dem Bänklein neben der Stalltüre saßen. „Das Gewissen hat mir freilich geschlagen, als ich zur Melkenszeit immer noch zwischen meinen Schätzen saß, aber da hat es halt eben angefangen, am schönsten zu werden. Und ich habe ja ganz sicher gewußt, daß man sich auf dich verlassen kann."

Er erzählte mir dies und das von ähnlichen galanten Abenteuern, die er schon gehabt, versäumte aber daneben nicht, etwa vorbeigehenden Mädchen mit Mund und Augen nachzusehen.

„Märkwürdig! ... Nägelifrisch! ..." sagte er in halber Verzückung zu sich selber. „Man kann nur staunen! Siehst du sie denn nicht? Immer muß man bei sich denken: einen Verstand hat der Herrgott gehabt, daß ihm just so etwas eingefallen ist! Man kann sich zu Tode wundern. Alles ist sehr eigentümlich an ihnen. Jede hat etwas anderes, damit sie einen dumm macht. Und auf mich sind sie alle gleichsam wie abgerichtet, das macht, ich habe mich früher, zu meiner rechten Zeit, am Weibervolk versündigt, weil ich diese Sorte von Menschen sozusagen übersehen habe."

Ohne weiteres behauptete er, es seien auf der Steig noch nie so viele hübsche Mädchen herumgelaufen, als eben jetzt. Er kniff das linke Auge ein wenig zu und legte seine zwei Pratzen flach auf die getüpfelte Weste hin. „Die Sachen hier, hähähä!... Märkwürdig! Das wird wohl so sein müssen. Denn nichts auf der Welt ist so mühsam anzusehen, als wenn da, wo in der Jacke extra Platz freigelassen ist, die Persönlichkeit einwärts, statt auswärts geht."

An diesem Abend hatte Christoffel vor dem Einschlafen ziemlich viel mit seinen lauten Gedanken zu tun. Wenn ich ein Gespräch mit ihm anknüpfen wollte, gab er mir ausweichend zu verstehen, daß er mich zwar gern habe, aber wenn die Gedanken da seien, könne er halt nichts dafür. Als Einleitung schimpfte er ein wenig auf den unbekannten Freier, der nach dem Abendessen wieder für kurze Zeit im Steinern Platz vorgesprochen, aber bald mit ziemlich langem Gesicht seiner Wege gegangen war. „Vor dem seinen Augen könnte man zweihundert arme Seelen aufs Brot streichen, der würde nach wie vor von seinem Prämienvieh daheim erzählen. So einer ist das."

Unversehens richtete er sich nun halbwegs in seinem Bette auf. Er schüttelte immer wieder den Kopf, lächelte innig vor sich hin und gab seiner zärtlichen Aufwallung endlich mit seinem Lieblingswort Ausdruck: „Märkwürdig! ..."

Hierauf traten in kurzen Absätzen noch einige weitere Gedanken zutage, die sich alle auf seine heutigen Erlebnisse beziehen mochten. „Wart du, Amali! Du hast mich jetzt lang genug mit den Augen zum Narren gehabt, dir glaub' ich schon gar nichts mehr. — Und dann die Hofer-Alwine! ... Seit wann hast du denn die Zöpfe so aufgebunden? ... Du — — wenn noch einmal eine Sündflut käme, und wir zwei blieben ganz mutterseelenallein auf einer Insel! ... Denk einmal! ... Aber — so schaut doch einander nicht an! Tut doch nicht so, als ob ihr alle samt und sonders Engelein wäret! Ihr wißt ja schon, daß man es weiß! ...“

Mitten im Reden besann er sich auf etwas. „Ach — jetzt hätt' ich bald meine Feuersteinzettelchen vergessen!“ Er klaubte deren eine ganze Hand voll aus der Tasche seiner neben dem Bette hängenden Sonntagshose. „Ich habe gar nicht gewußt, daß es überhaupt so viele gelungene Verse auf der Welt gibt,“ sagte er. „Die kommen alle in die grüne Schachtel hinein, sie ist jetzt bald voll.“ Er sah sich die Zettelchen eins ums andere beim Schein der Kerze näher an, wobei er sie sich, da er etwas kurzsichtig war, dicht vor die Augen hinhalten mußte. Die winzigen Papierstreifchen sahen in seinen Pratzen ganz hilflos aus, doch behandelte er sie mit so liebevoller Zärtlichkeit, daß keinem etwas geschah. Einige der launigen Sprüche las er mir mit innigem

Behagen vor. Er tat es nicht anders, ich mußte bei jedem einzelnen bestätigen, das sei nun wirklich der gelungenste, den ich bis jetzt gehört habe. Hierauf belehrte er mich jeweilen mit Genugtuung, das sei noch gar nichts, das beste komme erst. Es sei nämlich ein Vers dabei, den man ihm nicht um zwei Franken abkaufen könnte.

Endlich hatte er diesen Glückszettel herausgefunden und klebte ihn sorgfältig mit Speichel an der Bettlade über seinem Kopfkissen fest. „Ganz sicher, er ist extra für mich gemacht," brummelte er vergnüglich dabei. „Mich wundert bloß, wer das so genau von mir gewußt hat!" Er las mir das Sprüchlein, nachdem er es aufgeklebt hatte, mit einem gewissen Pathos von der Bettlade vor:

„Bei Tag und Nacht und immer
Lieb' ich die Frauenzimmer!"

„Dieses Sprüchlein bleibt da, so lang der Christoffel dableibt," stellte er er mit Nachdruck fest. Nachdem er die Kerze nach seiner Gewohnheit mit den Fingerspitzen ausgelöscht hatte, sagte er noch, indem er sich mit Umständlichkeit zurechtlegte und zum Schlafen anschickte: „Es ist mir ganz gleichgiltig, wenn mir einige den Übernamen „Maitli-Christoffel" angehängt haben. Ja, ich finde sogar, daß er zu meinem Aussehen paßt. Eines hab' ich jetzt für bestimmt herausgefunden: man weiß auf der Welt gar nicht, was man an den Mädchen hat."

Margritte.

Zu meinem Erstaunen fing Christoffel von heute auf morgen an, auf mich eifersüchtig zu werden, ohne daß dies indes unserem guten Einvernehmen im geringsten Abbruch tat.

Eines Morgens, während er mir beim Einspannen half, steckte er mir plötzlich im Flüsterton ein paar Worte ins Ohr, wobei er sich zur Vorsicht die hohle Hand als einwandfreie Schutzwehr seitlich vor den Mund hielt: „Du — sie hat dich heute beim Morgenessen zweimal angesehen! . . .“

Einige Tage darauf wollte er wieder eine noch beweiskräftigere Beobachtung gemacht haben. Er trat nachts, da ich schon am Einschlafen war, zu mir ans Bett, nicht ohne sich vorher durch zweimaliges behutsames Öffnen der Kammertür überzeugt zu haben, daß nicht etwa ein unberufener Lauscher um die Wege sei. „Es ist nämlich etwas von *ihr*,“ fing er äußerst geheimnisvoll an. „Ich könnte nicht schlafen, bevor ich dir das gesagt habe.“ Indem er die Lippen dicht an mein Ohr legte, gab er endlich seine Neuigkeit zögernd in kurzen, unzusammenhängenden Sätzen Preis. „Du! . . . Heute nachmittag . . . wir haben Kartoffelsäcke vom Wagen in den Vorkeller getragen. Immer du die schweren und ich die leichten. — In der Nebenstube, hinter den zwei großen Geranienstöcken . . . ganz sicher!

Wenn ich schon kurzsichtig bin, in diesen Sachen hab' ich Augen wie ein Sperber! — Wegen mir hat sie nicht dort gestanden, kann mir keiner angeben. Und wegen den Säcken auch nicht."

Ich lachte ihn weidlich aus. In Wirklichkeit aber, ohne daß ich es mir recht eingestand, bereiteten seine Andeutungen meinem Herzen ein kleines Fest.

Denn ich konnte es mir nicht verhehlen: während des täglichen, wenn auch kurzen Zusammenseins war es unvermerkt wieder stärker über mich gekommen, das klare, einfache Wesen Margrittens leuchtete mir zuinnerst ein, so zwar, daß sie in meinem Denken neben andern Mädchen nicht als ihresgleichen stand. In ihren Augen sah ich etwas eigenes, besonderes, gleichsam ein ernsthaftes Wissen vom Leben. Ich empfand ihre Nähe und Gegenwart immer wie ein liebes Geschenk. Jedem werdenden Tag sah ich mit heimlicher Neugier entgegen, jedem traute ich zu, daß er mir etwas sehr Liebes bringen könnte. Eine unversiegbare Freudigkeit, eine Lust zu hartem Schaffen und Streben erfüllte mich, wie noch nie, ich sah die Zukunft wie ein helles Land vor mir liegen.

Sehr stolz und glücklich war ich darüber, daß Margritte meinem kleinen Bücherschatz Beachtung schenkte und sich einiges daraus leihen ließ. Ich stöberte auch in der hübschen Bibliothek, die der neue Lehrer Zimmermann im Schulhause eingerichtet

hatte, nach mir besonders lieben Sachen, um ihr damit eine Freude zu bereiten, und es kam mir vor, als sei ich dadurch in ein ganz neues Verhältnis zu ihr gerückt.

Um diese Zeit fing ich an, einem Plane ernsthaft näherzutreten, den ich im vergangenen Winter flüchtig gefaßt, nachdem ich in Trüb der Aufführung eines kleinen Bauernschwankes beigewohnt hatte. Ich wußte mir damals auf dem Heimwege immer wieder einzureden, daß ich so etwas mit einiger Mühe auch zustande bringen könnte. Doch hatte nachher die Arbeit des Alltages diesen Gedanken allmählich in den Hintergrund gedrängt. Jetzt klopfte er unversehens wieder an und ließ sich nicht mehr wegweisen. Denn heimlicherweise stand Margritte dahinter, ein bißchen neugierig, ein bißchen ungläubig: das möchte ich jetzt doch gerne sehen! . . .

Während des Schaffens auf dem Felde, in stillen Nachtstunden, aus denen ich den Schlaf hartnäckig wegbannte, erwog ich mir die verschiedensten Einfälle und Möglichkeiten, ich ließ nicht eher nach, als bis ich mir das Spiel im Kopfe sauber ausgedacht und zurechtgelegt hatte. Und an einem stillen Sonntagnachmittag, während Christoffel den das erstemal glücklich verunglückten Besuch bei seiner Schwester in Zimmerwald ausführte, nicht ohne mir vor dem Weggehen unter Einschärfung äußerster

Vorsicht sein Buch ausgehändigt zu haben, machte ich mich kurzerhand an die Arbeit. Nach meinem unumstößlich festgelegten Plan mußte ein junger, etwas schüchterner Bauernsohn, der um die Tochter eines reichen Vetters werben sollte, die hübsche Magd, die ihm den Willkommenstrunk in dem fremden Hause aufstellt, für die ihm zugedachte Braut halten und ihr in einer Anwandlung von Mut und Verliebtheit einen erfolgreichen Heiratsantrag machen. Nun war natürlich die ganze Sippschaft außer sich und der glückliche Bräutigam hatte die schwere Not, seinen Willen durchzusetzen.

Sowie ich nun aber anfing, meine Leute ihre Sprüche und Meinungen hersagen zu lassen, nicht etwa so, wie sie im täglichen Leben geredet hätten, sondern, was mir unerläßlich schien, in der richtigen Buchsprache, mußte ich zu meinem großen Ärger und Erstaunen die Beobachtung machen, daß sie sich wenig um meine getroffenen Anordnungen kümmerten, auch nicht um den Ausgang, den das Stück nehmen sollte, sondern nach ihrem Gutdünken und nach ihren eigensinnigen Einfällen die selbstverherrlichsten Gespräche miteinander führten, wobei sie sich unversehens des Maulkorbes entledigten, den ich ihnen mit der Schriftsprache umgebunden, und so redeten, wie ihnen der Schnabel gewachsen war.

Die Genugtuung hatte ich immerhin, daß sie wenigstens sprachen. Einer löste den andern ab, ja

es konnte geschehen, daß zwei oder drei Figuren gleichzeitig zum Reden kommen wollten und ich die liebe Not hatte, ihr vorlautes Wesen im Zaum zu halten. Manchmal, wenn es mir schien, es komme einer auch gar zu oft an die Reihe, versuchte ich nachher, seine Worte billigkeitshalber einem andern unterzuschieben, der nach meiner Meinung durch die Anmaßung seines Nebenmenschen zu kurz gekommen war. Doch kam ich dann beim Überlesen des Geschriebenen schnell zur Überzeugung, daß das nicht anging; denn der gleiche Satz, der dem einen gut anstand, kam mir im Munde des andern albern und lächerlich vor.

Am meisten ärgerte mich der zum Helden auserwählte Bauernbursche, der im Familienrat unversehens mit dem Geständnis herausplatzte, daß er bereits in ein Mädchen aus der Nachbarschaft verliebt sei, eine Tatsache, von der ich bis jetzt gar keine Kenntnis gehabt hatte. Aber es blieb mir keine Wahl, ich mußte sie hinnehmen, denn der Kerl ließ schlechterdings nicht mit sich markten; es war auch nicht aus der Welt zu schaffen, daß mir jetzt seine Mutter in fast noch heimtückischerer Weise in den Rücken fiel und für ihren Sprößling Partei nahm, so daß ich nun durch diese beiden mein ganzes künstlich aufgerichtetes Gebäude über den Haufen geworfen und mich vor die Notwendigkeit gestellt sah, nach einer neuen Wendung und Verwicklung zu fahnden.

Während ich mich also in schwerer Not mit meinen papierenen Widersachern herumbalgte und zwischenhinein ein wenig in Christoffels Isabellenbuch blätterte, hörte ich plötzlich ein leises Klopfen an der Türe und war in nicht geringer Verlegenheit, beim Öffnen der Tochter des Hauses gegenüberzustehen. Sie versuchte ihrerseits sich unbefangen zu stellen, aber es gelang ihr nicht ganz.

Ich müsse entschuldigen, sie habe eine kleine Bitte an mich. Nämlich wegen des Spruches, der hier am Hause gestanden habe, und der nun leider vom Maurer Rebmann überpflastert worden sei. Ob ich den nicht — früher einmal — abgezeichnet habe? Sie würde ihn gern einer Freundin zeigen, die unten auf Besuch sei.

Ich mußte leise vor mich hinlächeln. Ich hätte geglaubt, daß sie das längst vergessen habe, sagte ich. Ich wolle ihr aber die Zeichnung gleich daheim bei der Base holen. Dabei bemerkte ich, daß sie nach dem Tischchen hinübersah, auf dem meine Schreiberei lag. „Die reine Studierstube," meinte sie in halbem Scherztone. Was ich denn da mache?

Unsere Blicke lagen für eine Sekunde ineinander. Mir war, als wäre mir ein kleines Wunder geschehen. Ich hätte nicht über mich selber gestaunt, wenn ich jetzt ihre Hand genommen und meine Lippen darauf gedrückt hätte. Es wird mir heute, wenn ich daran denke, schwer, zu verstehen, warum ich es

nicht getan habe. Sie hätte mir nicht gezürnt, ich weiß es. Ich wußte es in jenem Augenblick. Aber der Augenblick war schnell vorbei und ich war ein törichter Knabe. Gleich war alles zwischen uns wieder anders. Ihre klare Ruhe und Besonnenheit umgab sie wie ein unantastbares Gewand.

Ich brachte es nicht über mich, ihr auf ihre Frage irgend etwas anderes, als die Wahrheit zu sagen; daß ich einen Schwank habe zimmern wollen, daß aber alles den verkehrten Weg und in die Brüche gegangen sei.

„Vielleicht gelingt dir's ein andermal besser," sagte sie, wie ich meinte ein wenig nebenhin, während sie schon leichten Fußes die Treppe hinunterglitt. Auf der letzten Stufe kehrte sie sich noch einmal flüchtig gegen mich um: „Wenn dein Stück dann aber einmal fertig wird, will ich auch im Theater sein," scherzte sie und war weg.

Das kleine Erlebnis blühte noch immer wie ein lieber Traum in meinem Herzen fort, während ich eine Viertelstunde später mit dem zusammengerollten, vergilbten Blatt in der Hand durchs Unterdorf hinabschritt. Die Zeichnung schien Margritte zu gefallen und ich bat sie, diese zu behalten; ich hätte sie ja eigentlich damals doch für sie gemacht . . .

Das Schlittenfest.

Der Winter hatte der Steig sein schweres Schneekleid umgelegt. Hart und ohne vorher lang zu warnen, war er mit Sturm und Flocken durch die Windluke von Dreihäusern hereingezogen, er hatte dem Elfibauer nicht einmal Zeit gelassen, seinen letzten Kartoffelacker am Sohrenweg mit Weizen zu bestellen. Beinahe zur Hälfte hatte der Saumselige ihn noch umgeackert, nun stand der Pflug schon in die zweite Woche verloren und verschneit wie ein erstarrter, verwunschener Sommertraum auf dem weißen, öden Felde. Der mißmutigste aller Steigerbauern trat in diesen Tagen, die Hände in die dicken Fausthandschuhe gesteckt, fast jede halbe Stunde unters Scheunentörchen und konnte es immer noch nicht glauben, daß es Winter sei. Er schimpfte auf die Weltordnung, die nicht mehr so viel tauge, als ein Sieb voll Häckerling. Das nächste Jahr werde er seine Kartoffeln schon zur Blütezeit ausgraben, damit er dann die Wintersaat rechtzeitig in den Boden bringe.

Auch dem alten Wagnerjochem war der Winter diesmal zu früh gekommen. Nur um einen einzigen Tag. Er hatte noch ein allerletztes Mal in der Limpergruine nach den versteckten Kostbarkeiten suchen wollen; denn im Frühjahr, das wußte er schon, blühten die roten Schlüsselblumen im Hausgarten

nicht mehr für ihn. Nun saß er hüstelnd auf der Ofenbank und ergab sich mit leisem Zögern in sein Schicksal. Er konnte nicht ganz davon schweigen. Wenn sein Nachbar, der Schneider Enz, mit dem jetzt auch nicht mehr viel los war, etwa zu einem Plauderstündchen herüberkam, beschloß Jochem fast jede seiner Reden mit der Bemerkung, daß so etwas denn doch für einen Menschen sehr ärgerlich sei. Denn er wisse genau, sobald er die Augen zugetan habe, komme auf dem Limperg mehr an den Tag, als man jetzt glaube. Enz pflegte ihm jeweilen mit der ruhigen Überlegenheit des Philosophen Trost zuzusprechen. „Es ist noch keinem Sterblichen alles bis ins kleinste Detail hinein gelungen," sagte er. „Was hätte zum Beispiel aus mir werden können, wenn die Rike meinen Schwung verstanden, und wenn sie mir die Modelle nicht verschachert hätte? Das hat meinen Geist gewissermaßen lahm gelegt. Die Möglichkeit war ursprünglich vorhanden, daß man den Namen Jakob Enz einmal in den Zeitungen lesen würde. Wui."

Es gab aber auf der Steig auch Leute genug, denen der Winter weder zu früh noch zu spät kam und die nichts lieber sahen, als wie sich alle Straßen und Wege gemach in blanke Schlittbahnen verwandelten. Es hatte hintereinander mehrere sogenannte Graswinter gegeben, das junge Volk war nicht einmal zu einem richtigen Schlittenabend gekommen.

Nun redete es sich bereits im Dorfe herum, es flüsterte in den Küchen und Stuben und wo zwei Mädchen zusammen waren, sprachen sie kaum von etwas anderem, als vom Schlittenfest, und daß wahrscheinlich schon der nächste Sonntag dazu auserwählt sei. Der Steinli-Christian habe bereits den großen Brückenschlitten aufgemacht, der schon bei manchem Schlittenabend gedient und der sich immer herrlich bewährt hatte.

Auch an den Mittagsfeuern in den Holzschlägen wurde die Sache eifrig besprochen. Man dürfe die Gelegenheit nicht verpassen, denn mit dem Mondwechsel könnte ganz leicht ein Umschlag in der Witterung eintreten, es sei oft vorgekommen, daß sich der Winter, wenn er es allzu scharf gemacht, plötzlich den Kopf eingerannt habe.

So war allerseits viel Erwartung und guter Wille. Es hieß sogar, man wolle diesmal mit zwei Schlitten fahren und es dürfe von der Jungmannschaft im Dorfe keiner fehlen, weder Burschen noch Mädchen, der nicht nachher als hochmütig oder als Querkopf verschrieen sein wolle.

Am Sonntagnachmittag gingen nach altem Brauch zwei ledige Burschen von einem Haus zum andern, um zur Schlittenfahrt geziemend einzuladen. Da man gewöhnlich dem ältesten und dem jüngsten diese Arbeit zu überbinden pflegt, so kamen diesmal Heierli Steiner und der Maitli-Christoffel an die

Reihe. Christoffel hatte einen großen Stolz, als Lediger mitgezählt zu werden und ernsthaft in Betracht zu kommen. „Ich bin es auch," bestätigte er mir mit Genugtuung, während er sich zu seinem Dienst rüstete. „Leider . . ." fügte er allerdings nach einer Weile etwas kleinlaut hinzu.

Die beiden Boten entledigten sich ihrer Aufgabe mit einer gewissen Würde und Gemessenheit. Christoffel belehrte seinen jungen Kollegen fortwährend, man dürfe nicht schon beim Einladen dumm tun, das ziehe bei den Alten nicht. Es sei dann noch früh genug zum Spassen, wenn man neben den Mädchen auf dem Schlitten sitze.

Auch im Steinernen Platz sprachen die Umsager vor, während man eben beim Abendessen saß, und sagten pflichtgemäß ihren Spruch auf. Das heißt, Christoffel besorgte dies allein, der hübsche Steiner-Heierli mußte nur als Anstandsperson mitwirken, sozusagen als Verzierung der Idee, wie Christoffel sagte. Er führte mit einer gewissen Eindringlichkeit aus, daß man allgemein annehme, es werde der Jungfer Margritte nicht zu wenig sein. Das Ideli Meister komme, die Kehlhofer-Frieda komme, Gemeinderat Gerbers Emilie komme, alle vier Kinspergermädchen, und auch die aus dem Gräbenriet hätten zugesagt, obschon sie wegen des gestorbenen Großvaters noch ein wenig im Leid wären.

Wie am Schnürchen leierte Christoffel die Namen herunter in dem Bewußtsein, einer guten Sache treu zu dienen. Es sei weder zu kalt noch zu warm, und eine Schlittenbahn wie die jetzige habe man auf der Wäldistraße seit rund zweihundert Jahren nicht gehabt.

Der Presi sagte lachend, so einem Umsager werde man keinen Korb geben dürfen; und dabei blieb es auch.

Ich sah den Abend mit einer starken Aufregung heraufkommen. Seit jenem Sonntag, da mich Margritte um die Zeichnung gebeten, war sie mir gegenüber sichtlich einsilbiger und zurückhaltender geworden, fast wie wenn sie es aus der Welt schaffen wollte, daß sie einmal ein ganz klein wenig aus sich herausgetreten war. Sie hatte mir auch das Blatt nach einigen Tagen dankend zurückgegeben; ich hatte es mit einer gewissen Enttäuschung am gleichen Abend wieder in sein Verwahrsam gelegt.

Und dann war am vergangenen Sonntag der Gräbenrieter Heinrich für eine halbe Stunde im Haus gewesen, von dem Konrad Tischberger vor Jahren einmal behauptet hatte, daß ihn die Margritte Stamm ein wenig gern sehe und er sie auch. Seit jener Zeit hatte der Gräbenrieter freilich mit der und jener vorübergehend angebunden, ohne sich jedoch, wie er sich ausdrückte, an die Halfter nehmen zu lassen.

Um meinen mißglückten Schwank schien sich

Margritte nicht im geringsten mehr zu kümmern, was mir im Anfang alle Lust benahm, weiter daran zu schaffen. Dennoch hatte ich ihn endlich nach manchem erfolglosen Anlauf zu einem leidlich befriedigenden Abschluß gebracht; das Heft war jetzt in den Händen des Lehrers Zimmermann, dessen Urteil ich täglich mit Spannung und Besorgnis entgegensah.

Es war eine stattliche Schar von Schlittlern, die sich gegen acht Uhr abends mit Halloh und Juhei auf der gemächlich ansteigenden Wäldistraße durch den Bürgerwald hinaufbewegte, immer vom gelbroten Vollmond begleitet, der es sich sehr angelegen sein ließ, von Zeit zu Zeit zwischen den dunkeln Tannenwipfeln hindurch einen väterlich besorgten Blick auf das fröhliche Völklein zu werfen, um, wenn nötig, die Ausgelassensten daran zu erinnern, daß er auch da sei. Den vorderen, kleineren Schlitten zogen die Mädchen, vor den andern hatten sich die Burschen gespannt; als Zuggelegenheit waren an den Deichselstangen lange Heuseile befestigt. Der Steffen-Otto, der zum Schlittenmeister bestellt war, versicherte jedem, der sich mit der einseitigen Bespannung nicht recht abfinden wollte, er werde dann schon Schwung in das Zeug bringen; jetzt vorläufig müsse man sich erst ein wenig aneinander gewöhnen.

Einzig der Maitli-Christoffel hatte sich bereits in die Sachlage gefunden. Er schritt in würdiger

Haltung neben dem Mädchengespann her, eine lange Haselrute als Peitsche in der Hand und spielte sich als Fuhrmann auf. „Hü zäme! Vorne, hine hü!" schwernöterte und fuhrwerkte er ohne Aufhören und half, wenn es ihm nötig schien, mit der Peitsche nach, wobei allerdings zu erkennen war, daß in seinem Herzen die Menschenfreundlichkeit die Oberherrschaft hatte. Der „Zug" sei gut, behauptete er; und wenn auch vielleicht ein Still- oder Dummkoller darunter sei, — so lang er selber fahre, könne nichts passieren. Er passe nämlich auf. Solchen Gäulen müsse man auf die Augen sehn, nicht auf die Ohren.

Es gab viel Scherz, Gelächter und Hin- und Herreden, bis man das erste Mal vom Wäldi-Boden aus waldab fahren konnte. Es waren auch einige „Wilde" da, solche, die die Fahrt auf sogenannten Bockschlitten allein oder zu zweit machten.

Eine Zeit lang durften sich die Mitspielenden ihre Plätze auf den großen Schlitten nach Belieben selber wählen. Wenn sich zwei gern zusammentaten, hatte niemand etwas dagegen, doch setzten sich meistens Mädchen und Burschen je auf eine besondere Seite, indem sie sich dabei mit den Rücken aneinander anlehnten; der Bequemlichkeit und der Wärme halber könne man das gestatten, gab der Schlittenmeister entgegenkommend zu, denn er war auch nicht der letzte, der von dem Recht Gebrauch machte.

Ich bemerkte nur zu gut, daß der Gräberwinter

Heinrich jedesmal auf Margritte Stamm acht gab und auf den ihr gegenüberstehenden Platz zu kommen trachtete. Er war eigentlich als Wilder ausgerückt, hatte aber seinen Bockschlitten schon nach der ersten Fahrt dem Spinner-Felix abgetreten mit der Bemerkung, es sei da einiger Stoff vorhanden, den er sich nicht entgehen lassen könne.

Abwechslungsweise wurden je zwei Burschen der Reihe nach als Deichselführer bestimmt, denen dann die Aufgabe oblag, die Schlitten während der Fahrt zu lenken und in nicht allzu scharfen Gang kommen zu lassen; doch bei dem mäßigen Gefäll der Straße hatten sie eigentlich nur bei Biegungen etwelche Arbeit zu bewältigen.

Nachdem man sich eine gute Zeit auf diese Weise vergnügt hatte, machten sich nach und nach immer mehr Stimmen dafür geltend, daß man sich jetzt „erstellen“ wolle, das habe man bei früheren Schlittenfahrten jedesmal auch so gehalten. Der Schlittenmeister wollte sich ein bißchen wichtig machen und gab dem Drängen nicht sogleich nach. Aber ganz unversehens erscholl dann, als wir wieder einmal mit dem leeren Schlitten auf dem Wäldi-Boden angelangt waren, sein mächtiger Kommandoruf: „Antreten! — In zwei Zeilen, wie es gemacht wird!“ Er hatte es im Militärdienst zum Wachtmeister gebracht und bildete sich etwas auf seine Fertigkeit im Befehlen ein.

Bald standen sich Mädchen und Burschen in zwei besonderen Reihen auf beiden Seiten der Straße gegenüber, jeder voll Erwartung, was für einen Fahrtgenossen ihm wohl der Zufall beigesellen würde. Denn es ging beim Platznehmen jetzt streng der Reihenfolge nach, immer kamen ein Bursche und ein Mädchen als Paar zusammen; doch da man nie zum voraus wußte, von welcher Seite der Schlittenmeister bei jeder der zwei Reihen zu zählen begann, so war es nicht anders als durch Betrug möglich, sich seinen Gefährten oder seine Gefährtin selber auszuwählen, und es gab immer das vergnüglichste Durcheinander. So kam zum Beispiel als erstes Paar der Maitli-Christoffel und die zierliche siebzehnjährige Lina Eckert zusammen. Er hätte ganz gut ihr Großvater sein können; dennoch gestand er, während er sich möglichst dicht neben das kleine schüchterne Ding hinsetzte und zur Bestätigung seiner vorübergehenden Rechte seine unförmliche Hand auf ihre schmale Schulter legte, sie wäre ihm durchaus nicht die letzte, wenn er überhaupt noch im Ernst an so etwas dächte. Nun, es komme jetzt eben auf die Abrede an. Sie werde auch wegen irgend etwas zur Schlittenfahrt gekommen sein.

„Bei Tag und Nacht und immer
Lieb' ich die Frauenzimmer!"

bestätigte er mit schallender Stimme, während die Schlitten mit ihrer frohen Last talwärts glitten.

Es gab während der Einteilung der Paare so viel zu lachen und zu scherzen, daß es immer ziemlich lange dauerte, bis die Schlitten fahrtbereit waren. Gewöhnlich machten sich's die ersten absichtlich bequem und belegten möglichst viel Platz, so daß den zuletzt an die Reihe kommenden Burschen nichts anders übrigblieb, als ihre Schlitterinnen auf den Schoß zu nehmen. Manchem Mädchen war das recht, manchem nicht; es kam auch viel darauf an, wie es das Glück mit ihm gemeint hatte. An Enttäuschungen und kleinen Verdrießlichkeiten fehlte es nicht. Aber der Zufall konnte auch Wunder tun und man traute ihm immer wieder aufs neue das Beste zu. Das von ihm vereinigte Paar gehörte jeweilen für so lange zusammen, bis die leeren Schlitten wieder fahrtbereit an der Abgangsstelle standen. Auch die Bergfahrt mußte, die Hände am Zugseil, gemeinschaftlich gemacht werden.

Der große Bürgerwald widerhallte vom Lärm und Gelächter der Schlittenleute, während der Mond sich in stillschweigendem Vertrauen auf unsere Wohlgezogenheit zeitweise ganz hinterm Walde verbarg. Der Maitli-Christoffel behauptete steif, er habe die letzten zweiundvierzig Sommer total vergessen und sei somit wieder in die jungen Jahre gekommen. Er hielt mit seinen derben und harmlosen Späßen die ganze Gesellschaft in Atem. Wiederholt legte er den Mädchen nahe, sie möchten sein runzeliges

Gesicht nicht in Betracht ziehen, er sei dafür inwendig glatt.

Ich war mit meinen Augen im geheimen beständig hinter dem jungen Gräbenrieter her. Er hatte ein wenig den breiten Mund seines Großvaters geerbt, der jedoch mit seinem sauber rasierten, unternehmenden Gesicht nicht unangenehm auffiel. Der Gräbenrieter-Heinrich war, wie man wohl wußte, bei den Mädchen immer gut weggekommen.

Schon bei der zweiten Fahrt wußte er es durch einen kleinen Betrug so einzurichten, daß er mit Margritte zusammenkam. Er war, nachdem er mit den Augen die Reihen rasch abgezählt, fast unbemerkt um zwei Plätze aufwärts gerückt, ohne daß der Schlittenmeister dies bemerkt hatte. Es entging mir nicht, daß er seine Schlitterin während der ganzen Fahrt eng umschlungen hielt und sich mit ihr im Flüsterton unterhielt. Ich meinerseits hatte inzwischen das zweifelhafte Vergnügen, die dicke Bannhofer-Christine auf dem Schoß zu tragen, ihr fast kinnloses Gesicht lag beständig so nahe an dem meinigen, daß ich den warmen Hauch ihres Mundes einatmen durfte. Wie das doch manchmal merkwürdig zusammentreffe, sagte sie jede Minute zwei- oder dreimal und sah mich dabei mit ihrem hingebendsten Blicke an. Dann wieder klagte sie, daß es auf dem Schlitten so „zügig" sei und suchte in meiner unmittelbareren Nähe vor der Kälte Schutz, ob-

schon ich bei ihr eher einen Überschuß von Wärme glaubte feststellen zu können. Mit ihrer vollen Stimmkraft fiel sie darauf in das Lied ein, das einige Burschen und Mädchen angestimmt hatten und das nun hell und unverkünstelt in den Winterfrieden hinausklang:

„Wo Berge sich erheben
Zum hohen Himmelszelt . . .“

Ich dachte an die Ohrfeigen in Gemeinderat Kinspergers Hause und wunderte mich daneben über die schöne, klare Altstimme meiner Schlitterin, um die ihr mein Herz wahrhaftig ein ganz klein wenig entgegenkommen mußte. Während des Aufwärtssteigens gab sie mehrmals der Besorgnis Ausdruck, daß sie gewiß das nächstemal mit dem beinernen Christoffel fahren müsse. Es sei halt im Leben immer so, immer komme das schöne zuerst und dann das andere.

Der Gräbenrieter Heinrich fand es nicht für notwendig, auf der Bergfahrt beim Ziehen behilflich zu sein. Er kam mit seiner Schlitterin Arm in Arm gemächlich hinter den beiden Fuhrwerken her und unterhielt sich in ziemlich lebhafter Weise mit ihr, wobei er fast immer allein redete. Die Besprechung schien indes nicht ganz zu seiner Befriedigung ausgefallen zu sein, denn auf dem Wäldi-Boden angekommen, nahm er seinen Zweiplätzerschlitten wieder an sich und fuhr allein bergunter.

Diesmal kam ich mit Margritte zusammen. Es kam mir zuerst beinahe unglaublich vor, mein Nebenmann mußte mir einen Puff geben, ehe ich aus der Reihe trat und zu ihr hinüberging. Steif und hölzern machte ich meine Verbeugung. Erst als ich den Arm meiner Schlitterin in dem meinigen fühlte, gewann ich Mut und Munterkeit zurück.

Ich war nicht laut während dieser Fahrt. Mehrmals wandte ich mich mit unsicherem Blick nach ihr um; aber sie tat mir den Gefallen nicht, mir jetzt im Trubel auch nur für eine Sekunde ihre Augen zu schenken. Geruhig saß sie in der engen Haft und sah zu, wie die schwarzdunklen Tannen gleich Gespenstern an uns vorbeihuschten. Auf ihrem ebenmäßigen Gesicht lag etwas wie ein Widerschein von der Stille der Felder.

„So schnell hätt' es nicht gehen sollen," sagte ich ohne Verstellung zu ihr, als der Schlitten unten auf der Ebene hielt. Sie gab mir zu verstehen, daß sie für heute das Schlitten satt habe und nach Hause wolle. Da bat ich sie unauffällig, nein, ich bat nicht, ich hielt an: „Du — wenn ich bis zum Dorf mit dir gehen dürfte . . ."

Sie hatte nur ein leises Nicken als Antwort. Aber in dieser heimlichen Bewegung ihres Kopfes, das niemand außer mir sehen sollte, lag für mich eine Welt von Glück und Wonnen beschlossen.

Heimkehr.

Stillschweigend, ohne von den andern Abschied zu nehmen, wandten wir uns dem Dorfe zu. Als sich der Lärm der Schlittenleute hinter uns an der Halde verloren hatte, legte sie mit süßer Selbstverständlichkeit ihren Arm leicht in den meinen. Der Schnee knisterte unter unseren Tritten. Es war, als ob in diesem gleichförmigen Tone die kalte Nacht mit uns reden würde. „Wo geht ihr hin? Wißt ihr jetzt endlich von einander?"

Nichts sagen jetzt! ... Es reute mich, die liebe Stille zu brechen, als könnten sich unsere Seelen darin besser zueinander hinfinden.

Als die ersten Häuser des Dorfes näherkamen, hielt ich sie plötzlich an. „Du — — ich möchte mich einmal satt an dir sehen!"

Sie mußte lächeln, unsere Augen waren sich in der Halbhelle ganz nahe und hatten kein Geheimnis vor einander. Ich konnte dem lieben Wunsch nicht widerstehen, ich legte beide Arme um ihren Hals und zog sie mit sanfter Gewalt an mich.

„Ich meinte, nur ansehen ..." scherzte sie über den gebrochenen Zauber hinweg. Und wir küßten uns und waren sehr glücklich. Langsam schritten wir ins Oberdorf ein. Ich erzählte ihr leise davon, daß ich an den Stelzenhof denke und daß es mir fast nicht fehlen könne, da mit dem

Leberer bereits alles abgemacht sei. Sie habe so etwas schon vermutet, sagte sie; und es sei ihr recht.

„Du wirst nun wohl künden müssen," meinte sie nach einer Weile. Ich gab zu, daß ich herzlich gern geblieben wäre, — weil ich jetzt an das Haus und an alles gewöhnt sei . . .

Wir sahen uns an und lächelten beide. Da war es bereits beschlossen. „Gar zu lange nicht," beschwichtigte sie sich selber. „Etwa bis Neujahr? Ich möchte dir gern das Gute Jahr anwünschen."

„Ich dir auch."

Wir gingen eben am Schulhause vorbei. Es fiel mir etwas in den Sinn. „Du, es ist lange her, seit ich dir das ausgezackte Bildchen ins Buch legen wollte."

Sie sah mich verwundert an.

„Mir?"

„Ja, dir."

Sie dankte mir mit einem sehr lieben Blick. Es war mir, wie wenn sie ihre scheueste Mädchensüße bis jetzt vor mir verborgen hätte.

Mit wenig Worten sagte ich ihr, wie damals alles gegangen sei. Auch das wegen Hans Kinsperger, und wie ich einmal nachts hinterm Brunnenstock auf sie gelauert habe. Meine kleinen Erlebnisse mit Mina Stürler, besonders das letzte mit dem Lebkuchenherz, fand sie sehr kurzweilig. Und sie gestand mir, daß sie mich als Schulkind auch ein

wenig gern gehabt habe; aber dann sei ich auf einmal so unartig geworden.

Wir saßen noch ein Viertelstündchen in der warmen Stube beim Lampenlicht beisammen, wunderten uns über unsere Dummheit und Klugheit und glaubten, daß sich nirgends auf Erden zwei so gut wie wir verstünden. Unversehens fing sie von meinem Schwank zu reden an; sie lachte mich ein wenig darüber aus, daß ich mein Werk so ängstlich vor ihr habe verheimlichen wollen. Sie habe es drum doch vor dem Lehrer Zimmermann zu sehen gekriegt. Sie wußte zu berichten, daß der Scherz dem Lehrer gut gefalle, und meinte ganz ernsthaft dazu, ich könnte vielleicht, wenn ich mir die Mühe nähme, noch einmal etwas viel Schöneres zustande bringen ...

Ausklingen.

Die krumme Hubacherin hat ihren Sohn nicht aus Amerika zurückerwarten können, sie hat ihren zähen Glauben mit unter die Erde genommen. Aber ein anderer, der vielleicht mehr Recht darauf besaß, hat dafür sein gutes Bauernerbe angetreten. Der alte Kasten mit den zwei Sprüchen, der vor Zeiten meinem Großvater als liebes Heiratsgut zugefallen sein mochte, steht jetzt nach langen Jahren der Verbannung wohlbehalten wieder an seinen Platz in der stillen Ecke, den er in den Tagen meiner ersten

Jugend eingenommen hat. Und ich habe ein kleines, gelbhaariges Kind davorstehen und mit den lieben Fingerlein die ihm rätselhaften Buchstaben betasten sehen ...

Vor den blanken Fensterscheiben des Stelzenhofes blühen weiße und rote Geranien. Der verlotterte Zaun um das Hausgärtlein ist längst wieder in stand gesetzt; meine Frau Margritte pflanzt Rosenkohl und Radieschen darin. Sie hat die gelben Krokusblümchen gern, und neben ihnen blühen jedes Frühjahr die blaßroten Schlüsselblumen und ein paar Zweige Seidelbast.

Wenn der Armenpfleger Stocker jeden dritten oder vierten Sonntag am Stelzenhofe vorbeigeht, was er fast nicht lassen kann, und seine scheelen, mißgünstigen Augen über den gescheuerten Hofraum schleichen läßt, dann sieht er ein Pferdegeschirr mit blankgeputzten Messingschnallen am Nagel neben dem Stalleingang hängen. Und wer sonst des Weges kommt und etwas vom Land und von den Bäumen versteht, der fragt nicht, ob wir die Arbeit fürchten. Die Disteln auf den schönen Hausäckern hat das bedächtig schaffende Pflugeisen ausgereutet. Selbst die verachteten Sumpfwiesen im Taubenmoos haben sich mit den Jahren eine um die andere grün gemacht, auf der nächsten hab' ich sogar drei Birnbäume gepflanzt. Es ist mir immer eine liebe Kurzweil, zuzusehen und zuzuhören, wie das dem sauern

Boden durch mühselige Grabarbeit entzogene Grundwasser als ein klarer, nie versiegender Brunnen unten beim Haselschlag aus der Sammelleitung quillt, in welche die tief in die gelbe Lehmerde versenkten Röhrenstränge einmünden.

In unserer Kammer prangen in großen Ehren zwei vergilbte Zeugen aus meiner Malerzeit: Die Kirche von Steig und der Spruch, der vor Zeiten am Hause zum Steinernen Platz gestanden hat:

„Laß Neider neiden, Hasser hassen,
Was Gott mir gibt, muß man mir lassen.“

Und in der altmodischen, mit Blumen bemalten kleinen Truhe auf der nußbaumenen Kommode bewahrt Margritte neben ihrem goldenen Halskettlein ein paar Gedichte auf, die unter einem fremden Namen irgendwo in einer Zeitung gestanden haben, von denen sie aber weiß, daß ich sie ausgedacht, und die ihr vor andern Versen, die ich etwa zusammengedrechselt habe, besonders lieb sind. Denn es kommen mir manchmal beim einsamen Schaffen in Feld und Wald allerlei wunderliche Dinge in den Sinn, von denen ich auch andern Leuten, besonders meinen Weggefährten erzählen möchte. Ein Oberdörfler muß seine „Idee“ haben. Margritte meint etwa, es sei doch schade, daß sich niemand meiner angenommen, daß ich nicht habe zur Schule gehen können; es hätte mir wohl mehr genützt, als ihr

und vielen andern. „Ei“, geb’ ich ihr dann zu bedenken, „in diesem Falle hätte ich vielleicht jetzt keine Frau, die auf mich so einen Stolz hat, wie du. Und auch der Stelzenhof gehörte jetzt wohl einem andern, unser Höflein, von dem der Zeigerhaniß immer sagt, wenn er mit seinen Enkelbuben auf Besuch kommt: ‚Es liegt so schön in der Sonne, du — es liegt so schön in der Sonne! . . .‘“

